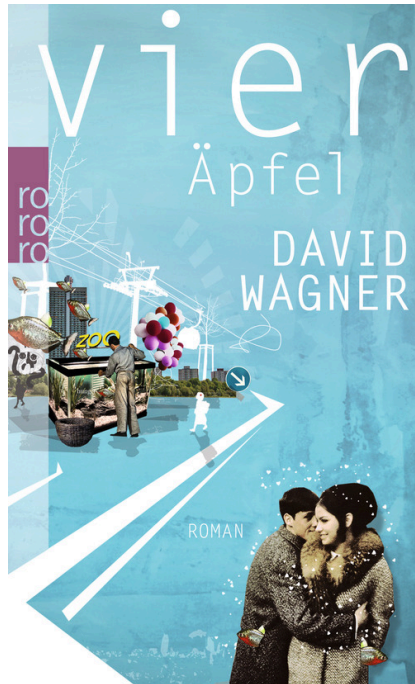


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-25274-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

*Der schönste Tag in meinem Leben war ein Donnerstag
Auf der Straße auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt*

Tocotronic

1

Lange bin ich gar nicht gern in Supermärkte gegangen. Heute aber trete ich durch die leise zur Seite gleitende Schiebetür und sehe gleich den Rücken meiner Lieblingskassiererin an der Kasse links, ich erkenne sie an ihrem langen, blonden, gewellten Haar. Ich bleibe stehen, suche in meiner Hosentasche nach einer Münze für das Einkaufswagenschloß und schaue zu, wie sie das Strichcode-Etikett einer Käse- oder Fleischwarentüte mit unnachahmlicher Handbewegung über das Scannerfeld ihrer Computerkasse schwenkt. Dann durchquere ich den Raum vor den Kassen, löse einen Einkaufswagen von der Kette, ziehe ihn heraus, wende Richtung Drehkreuz und schiebe ihn durch den Vorhang aus den drei signalorangefarbenen Plastikelementen, die mich immer an ihre entfernten Verwandten, die Fliegenvorhänge aus bunten Plastikstreifen, erinnern. Hinter solchen Strandhüttenvorhängen liegt das Meer, hier, im Supermarkt, zeigen sie nur an, wo der Verkaufsraum beginnt. Ich gebe dem Einkaufswagen einen Stoß, er rollt unter der Sperre hindurch, die schmalen Plastikzungen klappen nach hinten und schwingen schon wieder vor, während ich durch das Drehkreuz gehe, in dem ich mich, wie immer, für einen kurzen Augenblick gefangen fühle,¹ bevor ich die Verkaufsfläche betrete und in ein großes, gut ausgeleuchtetes Stilleben gelange, aus Äpfeln, Bir-

1 1 In einigen Supermärkten wurde in letzter Zeit damit begonnen, diese Drehkreuze zu entfernen. Nun steht da manchmal, vor allem während der verlängerten Abendöffnungszeiten bis vierundzwanzig Uhr, ein Wachmann herum, in einem T-Shirt, auf dem *Security* zu lesen ist. Oft trägt er auch eine Mütze, entweder eine Baseballkappe mit dem gleichen Schriftzug oder eine andere, formellere Kopfbedeckung, wie Bahnschaffner und Lokführer sie einmal trugen und Polizeibeamte auch.

nen, Pfirsichen und Bananen, Gurken, Möhren, Paprika-
schoten und Tomaten.

2

Vor dem Obst reiße ich eine transparente Plastiktüte von einer der senkrecht angebrachten, drehbar gelagerten Tütenrollen und suche unter all den angebotenen Apfelsorten nach einer, die mir weniger künstlich erscheint als die anderen. Natürlich muß ich dabei berücksichtigen, daß die Züchter, die heute womöglich Produktdesigner heißen, sicher längst einen Apfel entwickelt haben, der den Anschein erweckt, gerade erst von einer naturbelassenen Streuobstwiese gepflückt worden zu sein, tatsächlich aber schon Wochen im Bauch eines Schiffes oder in der kontrollierten Atmosphäre eines Lagerhauses bei abgesenktem Sauerstoffgehalt gelegen hat. Die Züchter haben die Abweichung, den kleinen Makel, die Apfelschönheitsflecken wahrscheinlich schon in den perfekten Apfel hineingezüchtet, was mich nun nach Äpfeln greifen läßt, die ihre Perfektion nicht tarnen. Ich wähle italienische aus Südtirol, weil die so viele tausend Kilometer weniger unterwegs gewesen sind als die aus Chile oder Neuseeland, und suche mir vier schöne, aber nicht zu schöne Exemplare aus. Einen nach dem anderen lege ich in die Tüte, die dabei so raschelt, wie die Blätter des Baumes, an dem die Äpfel gewachsen sind, vielleicht geraschelt haben. Als ich den letzten in die Tüte stecke, bin ich mir allerdings gar nicht mehr so sicher, ob sie überhaupt an einem Baum gewachsen sind. Vielleicht sind sie ja auch, wie die im Märchen von Schneewittchen, das Erzeugnis einer bösen Stiefmutter und, feil, feil, schöne Ware, dem Supermarkt geliefert worden.

3

Mit der Tüte in der Hand gehe ich zur Waage, lege sie auf die Wiegefläche und drücke die Apfeltaste. Auf allen Wahltasten der Obst- und Gemüsewaage befinden sich Abbildungen, die mich immer an Kinderbuchillustrationen und Memory-Kärtchen erinnern.² Kurz warte ich,

2 2 Manchmal ist es gar nicht so leicht, die zum jeweiligen Obst oder Gemüse passende Taste zu finden. Um dem Kunden dabei zu helfen, gibt es in einigen Supermärkten schon Geräte, die das Gewählte sogar durch milchige Plastiktüten hindurch erkennen können. Eine in die Waage integrierte Kamera schaut von oben auf die Wiegefläche und filmt das Auflegen der Ware, ein integrierter Bildauswertungs-Algorithmus ermittelt, um welche Art von Obst oder Gemüse es sich handelt, und schließlich werden dem Kunden auf einem Display zwei, höchstens drei Abbildungen zur Auswahl angeboten, er muß auf dem Touchscreen nur noch die richtige berühren. Kein Vergleich mit den altertümlichen, halb verrosteten Waagen, mit denen die Händler auf dem Wochenmarkt der Kleinstadt, in der ich aufgewachsen bin, ihre Ware abwogen; Äpfel, Birnen oder Spargel kamen in verbeulte, aber glänzende Messingwaagschalen, auf die andere Seite wurden abgegriffene, eiserne Gewichte gestellt, Zylinder mit Knäufen und erhabenen geprägten Maßangaben, 1 oder $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$. Hatte der Obst- und Gemüseverkäufer, dessen Stand wir besuchten, die Ware mit diesen Gewichten ausgewogen, die Einheit hieß Pfund und nicht Gramm oder Kilo, nahm er die Schale von der Waage und schüttete den Inhalt in eine dunkelbraune, knisternde Tüte aus festem Papier, die er mit einer einzigen Handbewegung geöffnet hatte, nur sehr selten kullerte ihm oder seiner Frau, die neben ihm bediente, ein Apfel oder eine Pflaume oder ein Pfirsich am Tütenhals vorbei. Schon damals, lange bevor es Bioprodukte gab, galten Produkte vom Markt als die guten, die besseren, weil sie frischer waren und aus der Umgebung kamen. Allerdings stammten sie fast alle – die großen, süßen, tiefroten Kirschen, die Boskop-Äpfel, der Salat, der Rhabarber, der Wirsing und die Kartoffeln – von Feldern, die in Sichtweite unseres Atomkraftwerks lagen. Vor den Erdbeerbeeten und den Obstwiesen, die *In den Kirschen* hießen, wurde es von mehreren hintereinanderliegenden, stacheldraht-

daß sich das mit dem Strichcode bedruckte Klebeetikett aus dem Schlitz des Thermodruckers schiebt, dann muß ich staunen. Erst halte ich es für einen Fehler, aber nein, die grüne Leuchtanzeige zeigt 1000 an, die vier Äpfel wiegen zusammen genau tausend Gramm. Ganz vorsichtig entnehme ich das Etikett, auf dem ich die Zahl noch einmal lese, klebe es auf die Apfeltüte, knote sie zu und lege sie in den noch leeren Einkaufswagen. Vielleicht ist heute ein besonderer Tag.

4

Ich nehme auch zwei unbehandelte Zitronen, die ich nicht wiegen muß, weil sie pro Stück verkauft werden, lege sie neben die Äpfel und schwenke mit dem Wagen hinüber zu den Kartoffeln, die hinter den Salaten in durchsichtigen Plastikbehältern liegen. Ich mutmaße, daß ohnehin nur fast perfekte, um die zweihundertfünfzig Gramm wiegende Äpfel in die Supermarktregale gelangen. Hier liegt die Apfeelite, während andere, weniger ansehnliche Exemplare in Fertigkuchen verbacken oder zu naturtrübem Saft gepreßt werden oder, Apfelschicksale, in heißen Apfeltaschen enden. Die Kartoffeln gibt es lose und in Netzen, es gibt Bio- und Nicht-Bio-kartoffeln, es gibt welche, an denen noch Erde klebt, und sehr saubere andere, gewaschen, gebürstet und geschrubbt, die in ihren Kilonetzen aussehen, als wären sie eben erst aus dem Meer gefischt und nicht aus dem Boden gegraben worden. Ich kann mich nicht entscheiden.

bewehrten und kameraüberwachten Zäunen und einer hohen Betonmauer geschützt. Ein Aufwand, der nur von dem an der innerdeutschen Grenze übertroffen wurde.

Brauche ich überhaupt Kartoffeln? Ich kaufe heute keine.³

5

Ich bin im Paradies. Ich sehe rote, gelbe und grüne Äpfel, blaue, grüne und weiße Trauben, Mangos, Feigen, Melonen und Orangen. Ich sehe Bananen und Biobananen, Zitronen und unbehandelte Zitronen, Biogurken und ganz gewöhnliche, wahrscheinlich pestizidbelastete Gurken, ich sehe kandierte und getrocknete Früchte, aufgeschnittene, auf Styroporträgern arrangierte und mit Klarsichtfolie überzogene Ananas, ich sehe Obstsalate in transparenten Plastikbechern und kühlgestellte, frischgepresste Säfte, ich sehe Salate mit Käse oder Putenfleisch, denen kleine, manchmal leicht, manchmal weniger leicht aufzureißende Vinaigrette-Päckchen beigegeben sind, ich sehe Blätterteigpasteten, Fleischterrinen, Forellen, Hummer, Hammelkeulen, Wachteln, Wildschweine und Käseräder, ich bin im Schlaraffenland, alles ist da. So viel zu essen, und ich habe gar keinen Hunger, so viel zu trinken, und ich habe gar keinen Durst.

6

3 3 Ich kaufe selten Kartoffeln, und wenn, dann weiß ich nie, ob ich festkochende oder mehligke nehmen soll. Meine Großmutter kochte sie fast jeden Tag, in ihrem Keller waren immer ein oder zwei Zentner eingelagert – diese Maßeinheit wiederum klingt für mich nun annähernd so historisch wie Fuder oder Ballen –, mit denen wir, so hieß das damals, über den Winter kamen. Sollte es mittags Kartoffeln geben und ich war in Reich- oder Rufweite, schickte meine Großmutter mich mit einem Topf in den Keller, damit ich sie aus der Schütte der Hurde klaubte.

Mein Einkaufswagen ist ein EL 240. Er ist siebenundzwanzig Kilogramm schwer, hundertzehn Zentimeter lang und sechzig Zentimeter breit, er hat vier selbstlenkende Rollen mit jeweils zwölfteinhalb Zentimetern Durchmesser und ein Fassungsvermögen von zweihundertachtunddreißig Litern. Könnte ich Milchtüten entsprechend stapeln, ließen sich in ihm zweihundertachtunddreißig davon unterbringen.⁴ Ich schiebe den Wagen und schiebe mich hinterher; nicht zum Vergnügen, sondern zum Einkaufen bin ich hier, und für einen Moment bilde ich mir ein, mich daran erinnern zu können, wie es war, als ich im Kinderwagen lag und so geschoben wurde, wie ich jetzt diesen Einkaufswagen schiebe. Vielleicht aber ist es auch nur eine Ahnung vom Alter und ein Vorgeschmack auf den Rollator, auf den ich mich eines Tages gebeugt werde stützen müssen. Eigentlich bräuchte ich gar keinen Einkaufswagen. Die paar Sachen, die ich mitnehme, könnte ich auch in einem Korb zur Kasse tragen. Ich könnte auch einen der neueren Fahrkörbe mit Teleskopgriff benutzen, die sich wie Trolleyköfferchen ziehen lassen, aber ich nehme, auch wenn ich ihn nie fülle, ja kaum seinen Gitterboden bedecke, lieber einen Wagen. Einmal habe ich geträumt, mit meinem Einkaufswagen gegen einen anderen Einkaufswagen zu stoßen, in dem genau die gleichen Lebensmittel liegen wie in meinem. Die gleiche Sorte Butter, der gleiche Orangensaft, Mineralwasser des gleichen Abfüllers und noch ein paar andere identische Produkte mehr. In diesem Traum, ich habe ihn schon ein paarmal geträumt, wird dieser andere Einkaufswagen von einer selbstver-

4 Im Jahr 1937 schraubte der Kaufmann Sylvan Goldman in Oklahoma City Räder und einen Metallkorb an einen einfachen Klappstuhl und nannte seine Erfindung *shopping cart*. Das erste zusammenschiebbare Modell, der C30, wurde 1952 entwickelt, von da an wurden Einkaufswagen in großer Stückzahl produziert.

ständig aufregend wunderschönen Frau geschoben, in die ich mich, ich kann gar nichts dagegen tun, sofort verliebe, und ihr geht es genauso, wir beide wissen sofort, wir sind füreinander bestimmt, aber als ob wir unser gemeinsames Schicksal noch abwenden könnten, weichen wir beide zur selben Seite aus, blockieren uns erst links, dann rechts, und denken beide für kurze Zeit, daß wir vielleicht vor einem Spiegel stehen – aber nein, wir sind zwei Individuen und bräuchten von nun an eigentlich nur noch einen Einkaufswagen. So ging der Traum, tatsächlich aber habe ich noch nie jemanden im Supermarkt kennengelernt. Ich habe Bekannte getroffen, ja vielleicht ist mir auch mal die Begleitung eines Bekannten oder der Freund einer Freundin vorgestellt worden, noch nie aber habe ich jemanden einfach so kennengelernt.

7

Ich nehme den Gang, der parallel zu dem mit den Teigwaren verläuft, und betrachte ein schmales Marmeladenglas, an dessen Außenseite ein Konfitürenlöffel klebt. Ich überlege einen Augenblick, ob ich die Marmelade kaufen soll, immerhin bekäme ich ja einen Löffel dazu, lasse mich dann aber doch nicht verführen, sondern schiebe mich und meinen Wagen weiter bis zu den langen, offenen Tiefkühltruhen, über denen, wie überall hier, weißes Neonlicht leuchtet. Mit ihren gläsernen Seitenwänden sehen sie, das ist mir bisher nie aufgefallen, wie sehr in die Länge gezogene Schneewittchensärge aus. Es gibt Pizza Salami, Pizza Hawaii, Pizza Prosciutto, Pizza mit Spinat und Mozzarella und Pizza Hähnchenfleisch, daneben Pizza Vier Jahreszeiten, Steinofenpizza und Pizza im Doppel- oder Dreierpack. Die Kartonquadrate, ich zähle fünf verschiedene Hersteller und un-

übersichtlich viele Sorten, sind, geht mir durch den Sinn, Teil eines großen Mosaiks, das ich nur deshalb nicht erkennen kann, weil ich viel zu dicht davorstehe. Ich glaube, ich habe sie schon alle, Pizza Hähnchenfleisch ausgenommen, probiert. In den ersten Wochen nach L. s Auszug bin ich jeden Tag in den Supermarkt gegangen und habe mir, ich vermute, ich wollte mich bestrafen, Tiefkühlpizza gekauft. Das ging drei Wochen oder drei Monate so, ich weiß es nicht mehr genau, erst als es anfang, mir besserzugehen, bemerkte ich, daß Tiefkühlpizza gar nicht schmeckt. Eine Tiefkühlpizza ist, wie liebevoll ihr Karton auch aufgerissen, wie vorsichtig die Aromaschutzfolie auch entfernt und auf welcher Stufe der vorgebackene Rohling auch in den Ofen geschoben wird, ich kann mir nicht helfen, ein tieftrauriges Produkt. Das wurde mir klar, als ich einmal ein Photo sah, das fünf Frauen mit blaßblauen Plastikhandschuhen und ebenso blaßblauen Haarnetzen zeigte, die in einer Fabrik damit beschäftigt waren, jeweils sieben Salamischeiben auf mit Tomatensoße bestrichene Pizzarohlinge zu legen. Die Wurstscheiben, auf dem Photo fleischfarbene Kreise, ordneten sie zu Salamiblumen, Blumen, wie sie in Kindergärten gemalt werden - eine Scheibe in der Mitte, sechs als Blütenblätter drum herum. Ich hatte Mitleid mit diesen fünf Frauen, die, das wollte ich mir gar nicht vorstellen, vielleicht schon seit Jahren jeden Tag Salamiblumen auf Teigrohlinge legten. Die Schneewittchensärge, in denen die traurigen Tiefkühlpizzen liegen, werden nach Geschäftsschluß jedenfalls zugedeckt, als ob die Pizzen sonst nachts frieren könnten.

8

Eine Frau, die mich, ohne daß ich mir große Mühe geben müßte, an L. erinnert, kommt in den Marmeladengang

und biegt, sie schiebt ihren Einkaufswagen an mir vorbei, gleich wieder um die Ecke. Ich sehe ihr hinterher und frage mich, warum L. mir immer noch und immer wieder erscheint, als Wiedergängerin und Supermarktgespenst – sie hat doch, als ließe sich das auf diese Art erledigen, mir oft genug gesagt: Hör bitte auf, mich zu lieben, ich liebe jetzt einen anderen. Und obwohl das schon ein oder zwei Jahre her ist, denke ich immer wieder, L. müßte hier jeden Augenblick, einen Einkaufswagen schiebend, um die Ecke biegen. Dabei geht sie gar nicht mehr in diesen Supermarkt.

9

Die Tiefkühlorten, über die ich mich nun beuge, sehen auf ihrer Verpackung immer köstlich aus. Einmal brachten sie mich auf den Gedanken, mir eine tiefgefrorene Schwarzwälder Kirschtorte zu kaufen und einen Sonntagnachmittagskaffee nachzustellen, wie es ihn, das muß vor Äonen gewesen sein, bei Oma und Opa gegeben hatte, mit Papierservietten, die auf den Tellern des guten Geschirrs zu Schmetterlingen gefaltet waren und zwischen den Zinken der silbernen Kuchengabeln steckten, mit einer Porzellankaffeekanne, die eine Wärmehaube trug, und weißen Spitzendeckchen unter den Tassen und mit einer Zuckerdose, in der ein silberner Motivlöffel stand, und natürlich gab es einen großen Berg Sahne, den meine Großmutter nach dem Schlagen in eine Schüssel aus geschliffenem Kristall gefüllt hatte – Sonntagnachmittage in unendlich weiter Ferne. Ich erinnere mich an sie nur, wenn ich Tiefkühlorten sehe, die ich gar nicht mag, weil sie nie echt, sondern bloß aufgetaut schmecken, aber das sollte einer Tiefkühlorte eigentlich nicht zum Vorwurf gemacht werden, eine Tiefkühlorte ist eben eine Tiefkühlorte und nicht mit einer

zu vergleichen, die aus der Kuchenitrine einer Konditorei stammt oder von einer Großmutter nach überliefer-tem Rezept selbst gebacken wurde.

10

Als L. noch mit mir redete, hat sie mich einmal darauf aufmerksam gemacht, wie viele Lebensmittel Parallel-existenzen in verschiedenen Aggregatzuständen führen, Torten und Tiefkühltorten sind nur ein Beispiel, es gibt auch Brötchen vom Bäcker und tiefgefrorene Aufback-brötchen, Pizzen und Tiefkühlpizzen, Erbsen in Dosen und Tiefkühlerbsen und, fast vergessen, weil so unprak-tisch, getrocknete Erbsen zum Einweichen vor dem Ko-chen, meine Großmutter hatte die in großen Gläsern in ihrer Speisekammer stehen. Dem Spinat ist das Tief-gefrorensein zum Hauptaggregatzustand geworden, nur wenn ich mich anstrengte, finde ich vielleicht frischen Blattspinat, vorne, in der Gemüseabteilung, trotzdem, Spinat bleibt für mich das ziegelsteinharte, grüne, mit weißlich schimmernden Eiskristallen durchsetzte Zeug, das sich erhitzt in einem Topf langsam verflüssigt. Spi-nett? Spinoza? Spinat? Das Wort klingt in meinen Ohren noch heute so, als ob es für ein neuentwickeltes, gen-technisch manipuliertes Nahrungsmittel erfunden wor-den wäre, dessen genaue Zusammensetzung niemand kennt. Spinat, hieß es immer, sei sehr gesund, denn es enthalte viel Eisen, wie aber sollte Eisen, ich sah davon ja nichts, in dieses Grünzeug kommen? Spinat, so vermutete ich als Kind, ist wahrscheinlich gar kein Gemüse, denn es kommt aus keinem Garten, sondern wird, deshalb ist es schließlich tiefgefroren, in einer Fa-brik produziert – woraus, wollte ich nicht genau wis-sen. Es mußte etwas sein wie Soylent Green, und Soy-lent Green ist Menschenfleisch, erfuhr ich, Jahre spä-

ter, aus dem gleichnamigen Film, in dem die harte, grüne, allerdings trockene Masse das Hauptnahrungsmittel der Menschen dieser Zukunftsvision ist und in einer streng geheimen Hochsicherheitsfabrik hergestellt wird. Spinat – das Wort, das wegen der beiden langen Vokale fremd klingt, stammt aus dem Persischen und die Pflanze selbst aus Persien – muß es früher, vor der Verbreitung von Tiefkühltruhen, auch in anderen Aggregatzuständen gegeben haben. Ursprünglich kam er, das weiß ich aus den *Popeye*-Comics der Apothekenheftchen, aus der Dose, aber ich selbst habe ihn, der in meiner Kindheit fast immer zusammen mit Fischstäbchen auf den Teller kam, nie in Dosen gesehen. Fischstäbchen mit Spinat und Kartoffelpüree war ein Kindergeschicht, das zwei Tiefkühlprodukte und ein Tütengericht zusammenbrachte. Dreimal eine Kartonverpackung aufreißen und einmal eine Tüte – die, in der die Kartoffelpüreeflocken steckten –, das Gefrorene antauen lassen, erwärmen, anbraten, die Flocken einrühren, die Fischstäbchen vor dem Verzehr vielleicht noch mit Zitronensaft aus der Plastikzitrone bespritzen. Wahrscheinlich war die angedunkelte, teils schwarze Panade schon in der Pfanne abgefallen, als hätte sich der Fisch, der als Fisch doch gar nicht zu erkennen war, aus seiner panierten Haut gepellt. Im Mund hatte ich dann zwei Konsistenzen, die dünne, rauhe, entweder noch harte oder bereits fettdurchsogene und daher weiche Panade, die offenbar bloß dazu da ist, den Fisch zu verbergen, sowie den Fisch selbst, anfangs noch kantig, dann zerfallend in seine Fasern. Fischstäbchen, ich sehe sie nun hier in Packungen zu fünf, zehn, dreizehn und fünfzehn Stück,⁵ ha-

5 5 Warum es eine Packung mit ausgerechnet dreizehn Fischstäbchen gibt, bleibt mir ein Rätsel. Ist das dreizehnte für die dreizehnte Fee, die bei Dornröschens Taufe sonst leer ausginge? Liegen dreizehn Fischstäbchen im Karton, damit eines übrig bleibt? Damit Papa

ben keine Schuppen, keine Flossen und keinen Schwanz, sie haben, meistens jedenfalls, auch keine Gräten, riechen nicht einmal nach Fisch und haben auch keine Augen, was mir als Kind erleichterte, sie zu essen, denn ich konnte nicht essen, was Augen hatte und mich ansah.⁶ Schon damals wußte ich, daß Fischstäbchen in England *fishfingers* heißen, weshalb ich zuerst vermutete, die ab- und glattgehobelten Finger sehr großer Fische zu essen, weil ich aber inzwischen aus Bilderbüchern gelernt hatte, daß Fische keine Finger haben, mußten Fischstäbchen doch anderswo herkommen. Ich stellte mir also vor, daß Fischstäbchen hoch oben im Norden geerntet würden, ich dachte an eine Stäbchenstecherei am Eismeer, in der die weiße, tiefgefrorene Masse wie Torf im Moor gestochen und dann paniert wird, und es kam vor, daß ich im Sommer am Strand darauf wartete, daß die Wellen das eine oder andere an einem kleinen Eisberg klebende Fischstäbchen anspülten, angespült aber wurden

eines mehr essen kann? Ist das dreizehnte das Fischstäbchen, das in der Pfanne kaputtgeht? Oder jenes, das schon in der Küche über dem Herd gegessen wird, um zu prüfen, ob der Fisch überhaupt aufgetaut ist? Andererseits ist dreizehn ja bloß eine Zahl, die zwischen zehn und fünfzehn liegt.

6 6 Ein Mann namens Clarence Birdseye gilt als Erfinder des Fischstäbchens und gehört zu den ersten vier Personen, die in die Frozen Food Hall of Fame aufgenommen wurden, ein Museum, das ich unbedingt einmal besuchen möchte. Ich stelle mir vor, daß es irgendwo im ewigen Eis liegt. Nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte Birdseye den industriellen Plattenfroster, in dem das Gefriergut zwischen zwei kühlmitteldurchflossenen Metallplatten sehr schnell tiefgekühlt wird. Diese Konservierungsmethode schaute er sich bei den Inuit ab, die ihre Fische bei minus vierzig Grad ins Freie hängen. Die tiefe Temperatur verhindert, daß sich größere Eiskristalle bilden, die sonst, beim langsamen Frosten, die Zellwände im Gewebe des Gefrierguts beschädigen würden.

nur ausgedrückte Sonnencremetuben, in der Brandung rundgeschliffene Glasscherben und leere Waschmittelkanister, die niemals Schatzkarten enthielten.

11

Schon friere ich. Neben den Fischstäbchen, die statt wie Stäbchen wie längliche Bauklötze aussehen, liegen in der Tiefkühltruhe weißgefrorene Hühner, Enten und polnische Gänse. Die Krabben in den Tüten sehen aus wie Insekten, und das Tiefkühlgemüse steckt, es muß wohl so sein, in Kartons, die in Grüntönen gehalten sind, die Verpackungen der Tiefkühlbeeren hingegen leuchten in verschiedenen Abstufungen rot. L. hat mir einmal, aber das ist lange her, gesagt, wenn Küsse eine Farbe hätten, müßten sie die Farbe von Himbeeren haben. Sie meinte auch, daß es Erdbeerküsse gebe und solche, die nach Himbeere schmeckten. Ich konnte darauf nur erwidern, daß jeder Kuß auf ihren Lippen ein klein wenig anders schmecke, aber das sei bei den wilden Himbeeren, die man im Wald pflücke, ja auch so. Und ich fügte hinzu, daß im Mund jede Himbeere die Erinnerung an den Geschmack der davor auslösche, und genauso lasse jeder ihrer Küsse den vorhergehenden vergessen. Küsse aber, denke ich jetzt, lassen sich nicht einfrieren, das unterscheidet sie von Himbeeren.⁷

12

⁷ 7 Tiefgefrorene Himbeeren, L. hat sie manchmal gekauft, um sie heißgemacht über Vanilleeis zu gießen, kommen oft in Krümeln aus ihrer Kartonverpackung, was dann so aussieht, als wären sie aus Kügelchen zusammengeklebt worden. Sie erinnern an die ebenfalls aus Kügelchen zusammengesteckten Modelle komplexer Moleküle, die in meiner Schulzeit oben auf den Schränken des Chemiesaals verstaubten.

Die vier Äpfel in der Tüte und die beiden Zitronen rollen auf dem Bodengitter des Einkaufswagens hin und her, was mich daran erinnert, daß die Äpfel im Haus meiner Großmutter im Apfelkeller lagerten, einem Raum mit vielen Regalen, auf deren Brettern die Äpfel einzeln, jeder für sich – sie durften einander nicht berühren, weil ein Wurm sonst von einem in den nächsten hätte kriechen können – auf ihre Verarbeitung warteten. Sie hielten sich den Winter hindurch, bis schließlich, kurz vor Ostern, nur noch die kleinsten, immer schrumpeliger gewordenen Exemplare auf den Apfelregalbrettern lagen, weil meine Großmutter mich immer wieder hinunter in den Keller geschickt hatte, um fünf oder sechs große Äpfel zu holen, aus denen sie Bratäpfel, Apfelpfannkuchen, Apfelkuchen oder Kompott mit Nelken zubereitete. Frischgekochtes Apfelkompott stand oft zum Abkühlen auf dem Fensterbrett, zwei Schüsseln aus Glas nebeneinander. Zu dem Kompott gab es meist Reibekuchen, knusprige, in heißem Sonnenblumenöl ausgebackene Kartoffelpuffer, die meine Großmutter natürlich nicht tiefgefroren, vorgeformt und vorgebraten aus einer Pappverpackung nahm, sondern aus einem Teigbriet, für den sie rohe Kartoffeln selbst gerieben hatte. Nach diesem Essen roch es immer eine Weile nach Fett, ein Geruch, der, wenn ich zu lange in der Küche gesessen hatte, dann auch in meinen Kleidern hing.

13

Vor dem Kühlregal steht eine Angestellte in einem weißen, mit roten und grünen Bordüren abgesetzten Kittel und gut eingelaufenen, fast schon ausgelatschten, früher vielleicht reinweiß gewesenenen Turnschuhen und sortiert Milchkartons und Trinkjoghurts. Meine Mutter,

daran muß ich nun denken, hat mich als Kind hin und wieder Milch holen geschickt. Leider ging es, auch wenn ich mich gern an eine solche Idylle erinnern würde, dabei nicht über Wiesen und Felder, sondern über Verbundsteinpflaster und frischasphaltierte Straßen eines Neubaugebiets zu einem Bauernhof, der neben einem großen, mit buschigen Friedhofsträuchern und anderem dornigen Ziergestrüpp bepflanzten Besucherparkplatz der Landesnervenklinik stand. Eigentlich müßte es wohl heißen, daß neben dem Bauernhof ein großer Parkplatz lag, denn der Bauernhof war ja vor dem Parkplatz und dem Neubaugebiet dagewesen. Allerdings empfand ich es als unangebracht, beinahe demütigend, mit zwei leeren Milchkannen – eine war aus roter Emaille, die andere, kleinere aus einem halbtransparenten Kunststoff mit gelbem Deckel – zu einem Bauernhof gehen zu müssen, der sich mitten in einem Neubaugebiet befand und überhaupt nicht zu den BMWs und Golf Cabriolets paßte, die in den Einfahrten der mit Zierklinker verkleideten Eigenheime parkten. Auf dem Hof stank es nach Gülle, und ich haßte den Hund, der immer an seiner Kette zerrte, laut bellte und jaulte, wenn ich an ihm vorüberging, und ich mochte auch die Kühe nicht, die im Stall brüllten, anstatt ein sanftes, zufriedenes Muhen hören zu lassen. Diese immer eingesperrten Kühe, da war ich mir sicher, mußten unglückliche Kühe sein, und ich konnte auch die Bäuerin nicht leiden, eine mißmutig, leicht verschlagen wirkende Person, die mir die Milch aus einem riesigen Bottich, in dem sie gleich mehrere Kinder hätte ertränken können, in die Kannen schöpfte. Sie schöpfte mit großer Kelle, erst in die rote Emaillekanne, in die zwei Liter paßten, dann in die kleinere aus Plastik, die ich lieber mochte, eben weil sie aus Plastik war. In dem Raum mit dem riesigen Bottich roch es nach saurer Milch, und wie überall auf dem Bauernhof gab es

Fliegen, die sich auch von einem Fliegenvorhang, der ihren Facettenaugen vortäuschen sollte, an seiner Stelle befände sich ein Wasserfall, nicht davon abhalten ließen, zur Milch zu wollen, die in einem offenen Kessel gerührt wurde. Lieber wäre ich in ein Geschäft gegangen und hätte Tütenmilch gekauft, ich hatte kein Bedürfnis nach frischer Kuhmilch und der Haut, die sich beim Erwärmen auf ihr bildete, außerdem wußte ich schon damals, daß es in unserem Europa viel zu viele Kühe, einen Milchsee und einen Butterberg gab und dieser Bauernhof demzufolge gar nicht mehr nötig gewesen wäre, zumindest nicht hier, im Neubaugebiet, neben dem Parkplatz der Landesnervenklinik. Nicht einmal den konnten die Kühe aus ihrem Stall sehen, sie verließen ihn nur, wenn sie in den Schlachthof gefahren wurden. Eines Tages bin ich dann einfach nicht mehr zum Bauernhof, sondern in die entgegengesetzte Richtung, zum Supermarkt, gegangen und habe dort Vollmilch im Tetrapack gekauft und draußen auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt in die Kannen umgegossen, die leeren Milchkartons warf ich hinter ein Auto. Ein paarmal machte ich das so, dann fand auch meine Mutter, daß die Kuhmilch vom Hof sich kaum mehr von der Milch aus der Kühltheke unterschied. Bald brachte sie die Milch aus dem Supermarkt selber mit.

14

In dem Kühlregal, das die Supermarktfée in ihrem weißgrün-roten Umhang aufgefüllt hat, steht aus verschiedenen Molkereien stammende Vollmilch mit eineinhalb und dreieinhalb Prozent Fett, es gibt Biomilch im Tetrapack und in braunen Pfandflaschen aus Glas sowie in eckigen Flaschen aus blauem Kunststoff, die wie Blumenvasen aussehen. Neben dem Kühlbereich steht die

H-Milch, *Haarmilch* habe ich früher immer verstanden, fett und fettarm, daneben sehe ich laktosefreie Milch, Sojamilch und diverse kartonverpackte Fertigkakaoge-tränke, die keine Kühlung brauchen. An den Bauernhof hatte ich schon lange nicht mehr gedacht, dabei habe ich mich hin und wieder doch gefragt, woher die Milch, die ich kaufe, eigentlich kommt und ob die aus einem Tetrapack von nur einer Kuh stammt oder ob sich darin die von Hunderten oder Tausenden Kühen, die einander nie gesehen haben, mischt. Ließe sich herausfinden, wie viele Kühe für genau diesen einen Liter Milch gegeben haben, den ich nun in der Hand halte und in meinen Einkaufswagen lege? Ich weiß, daß die angelieferte Milch in einer Molkerei fein zerstäubt wird, sie wird mit hohem Druck durch eine Düse gepreßt und zugleich stark erhitzt, das ist der Vorgang, den die schon früh von mir mit Mühe auf den Milchtüten buchstabierten Wörter *homogenisiert* und *ultrahocherhitzt* meinen. Ich erinnere mich an einen Bericht über saudi-arabische Hochleistungskühe, die auf einer künstlich angelegten Oase mitten in der Wüste gemolken werden. Sowohl das Wasser für die Weiden als auch das Trinkwasser für die Kühe, die in klimatisierten Ställen stehen, ist fossiles Wasser, das aus mehrere Kilometer tief in die Erde reichenden Bohrlöchern gefördert wird. Jeder Kuh, so war zu erfahren, ist ein Chip implantiert, der ihre Milchleistung registriert. Stellt der Zentralrechner fest, daß eine von ihnen nicht genügend Milch gibt, muß sie krank sein, der Rechner schlägt Alarm. Ist die Kuh zu lange krank, wird sie geschlachtet, weil eine kranke Kuh, die wertvolles, Millionen Jahre altes Wasser verbraucht und Platz in einem aufwendig auf kuhverträgliche Temperaturen heruntergekühlten Stall einnimmt, sich auf Dauer einfach nicht rentiert. Aus der saudi-arabischen Wüste, wo Bauernhöfe, die Milchwirtschaft betreiben, ähnlich un-

passend wirken wie neben dem Besucherparkplatz einer Landesnervenklinik, kommt die Milch, die ich hier kaufe, sicher nicht. In einem anderen Supermarkt habe ich einmal Milchtüten mit aufgedruckten Landkarten gesehen, auf denen die Lage der Herkunftsmolkerei eingezeichnet war, leider aber nicht der Bauernhof, auf dem die Kuh gemolken wurde, und auch nicht der Name der Kuh. Kühe haben ja oft so schöne Namen, Alma, Selma, Meta oder Johanna sollen die Kühe heißen, deren Milch ich trinken will.

15

In dem Gang, den ich den Marmeladengang nenne, wende ich den Wagen, und seine Räder drehen sich mit. Nur vollbeladen wird das Steuern schwierig, die Drift läßt sich nicht mehr so leicht kontrollieren, manchmal verhält ein Einkaufswagen sich dann wie ein Kahn in der Strömung, von der man nichts sieht. Ich bremsen vor dem Honig und suche nach einem, der nicht aus China oder anderen Nicht-EU-Ländern stammt, muß aber bald feststellen, daß selbst der Biohonig mit dem Almhüttenbildchen auf dem Etikett in Mexiko geimkert wurde, so steht es jedenfalls auf der Rückseite. Ein Honig mit Sombrero auf dem Glas verkauft sich nicht so gut, deshalb die Almhütte, vermute ich und lege ihn in meinen Wagen. Honig ist das einzige Insektenprodukt im Sortiment unserer Lebensmittelläden, darauf hat L. mich einmal aufmerksam gemacht, und ich habe lange nachgedacht, aber mir ist kein anderes eingefallen, geröstete Heuschrecken gehören in unseren Breiten ja nicht zum Angebot. Die fleißigen Bienen haben Blütennektar oder Honigtau – die Ausscheidungen pflanzensaftsaugender Blattläuse – eingesammelt, in ihren Bienenstock geflogen und dort zu Honig verarbeitet, den gesamten Honig in den Gläsern

dieses Regals haben sie in ihren Saugrüsselchen gehabt, aber daran scheint sich niemand zu stören. Im Gegenteil, Bienen gehören, obwohl sie stechen können, neben Marienkäfern und Schmetterlingen zu den sympathischsten Insekten. Sie lieben Blumen, mögen Süßes, und wenn sie sich etwas sagen wollen, das haben sie Honigkäufern voraus, fangen sie an zu tanzen.⁸

16

Meine Finger liegen auf der Stange des Einkaufswagens, und mir ist, als wäre der Wagen mit mir verwachsen, ja als wäre er die Prothese, mit deren Hilfe ich durch den Supermarkt gehe, meine Körpverlängerung, in die ich jetzt lege, was später in meinen Magen gelangen wird. Statt zu schieben, werde ich gezogen und habe, obwohl ich längst nicht mehr überblicke, wo ich hin will, keineswegs das Gefühl herumzuirren, vielmehr scheint es, als ob ich von einem Programm gesteuert würde, von dessen Existenz ich nichts weiß, vielleicht bin ich bloß ein Automat, vielleicht ist das Bewußtsein, das ich habe, vielleicht ist dieser Schatten eines Bewußtseins mit seinen Einfällen zu Fischstäbchen und Honig nichts als das erste Zucken einer künstlichen Intelligenz, die noch

8 8 Als ich mich einmal im Wartezimmer eines Arztes langweilte, nahm ich eine Zeitschrift mit dem Titel *Der Bienenvater* in die Hand, in der ich mich sogleich festlas. Ein Bienenvater ist, so stellte ich mir das vor, ein großer, bärtiger Mann mit Pfeife, der, stets in eine Rauchwolke gehüllt, das Bienenhaus bewohnt. Er spürt die Stiche seiner Bienen nicht mehr, ja was sie das Leben kostet, rötet seine Haut nur noch ein wenig, und die Bienenkönigin ist entweder seine Frau oder seine Mutter, vielleicht aber auch seine Tochter. Ab und zu muß er seinen Bienenkindern eine Wabe wegnehmen, weil sie ihren Honig bei Schlechtwetter sonst selbst aufäßen, als Ersatz stellt er ihnen Zuckerwasser hin.

Steuerungsprobleme hat. Mir fällt ein, daß ich als Kind und noch später die Vorstellung hatte, von der Entscheidung, in welche Richtung ich an der nächsten Straßenecke abbiege, könnte, ja müßte der zukünftige Verlauf meines Lebens abhängen, was mich manchmal so sehr lähmte, daß ich an einer Ecke stehenblieb und mir versuchte auszumalen, was aus mir werden würde, wenn ich nach links ginge, und was wohl alles auf mich zukäme, wenn ich mich nur aufraffen könnte, nach rechts zu gehen. Die Illusion oder, wenn man so will, den Glauben, die Zukunft hänge von einer so kleinen, eigentlich unbemerkt getroffenen Entscheidung ab, habe ich irgendwann verloren, obwohl ich die ganze Geschichte mit L., in der ich, auch wenn ich es nicht wahrhaben möchte, noch immer stecke, auf den Umstand zurückführen könnte, daß ich damals, statt in eine Straßenbahn zu steigen, zurück zu dem Schreibwarenladen gegangen bin, in dem wir uns dann getroffen haben. Daß alles von einer winzigen Entscheidung abhängt, läßt sich im nachhinein meist leicht konstruieren, ich bezweifle allerdings, daß es den weiteren Verlauf meines Lebens stark beeinflussen würde, wenn ich hier gleich rechts zum Bier und nicht erst links zur Fleischwaretheke fahren oder aber noch einmal wenden und zurück zum Honig fliegen würde wie eine Biene, die sich von Farben und Mustern leiten läßt. Wahrscheinlich reagiere ich auf Bewegungen vor mir tanzender Frauen, die dazu da sind, mich, den orientierungslosen Mann und Kunden, erst in die eine, dann in eine andere Ecke zu locken, in der ich mir schließlich den Einkaufswagen mit Dingen fülle, die ich gar nicht brauche.

Ich höre ein dumpfes Platschen, schaue auf und sehe, daß ein Becher Schlagsahne auf den Fußboden gefallen und aufgeplatzt ist. Er muß dem Mann mit dem Einkaufskorb vor der Kühltheke aus der Hand gerutscht sein, er sieht betroffen nach unten. Langsam, die Sahne fließt behäbig, wird der weiße Fleck neben seinen schwarzen, glänzenden Schuhen immer größer. Der Mann bückt sich, hebt den tropfenden Behälter auf, schaut sich verstoßen um, stellt ihn zurück ins Kühlregal und nimmt sich einen anderen, unversehrten Becher. Er kontrolliert das Haltbarkeitsdatum auf der Deckelfolie, legt ihn, seine Bewegungen wirken nun übervorsichtig, zu zwei Weinflaschen und einem Radicchio-Salat und entfernt sich; der rote Plastikkorb, dessen breiten Kunststoffhenkel⁹ er sich über den Arm geschoben hat, schaukelt im Rhythmus seiner Schritte hin und her. Mit dem rechten Vorderrad meines Einkaufswagens fahre ich nun absichtlich durch den Sahnefleck, ziehe eine dünne Sahnelinie auf den Supermarktboden und muß daran denken, daß ich alle paar Monate, mindestens zweimal im Jahr, über einen Bürgersteig gehe, auf den, das verraten die Abdrücke auf dem Pflaster, ein Eimer Wandfarbe von einem Fahrradgepäckträger gefallen ist. Übrig bleibt dann immer ein großes, von Schuhsohlen und Fahrradreifen gemeinsam gestaltetes Gemälde. Auch die Sahnespritzer auf dem Supermarktboden wollen mir bestimmt etwas sagen, ich weiß nur noch nicht, was.

18

9 9 Früher waren Einkaufskörbe aus Metall und sahen aus wie die auf Fahrradgepäckträgern heute. Die beiden dünnen Haltegriffe waren mit einer dünnen, hartgummiartigen Schicht überzogen, trotzdem schnitten sie heftig ein.

L. und ich, wir haben uns in einem Schreibwarenladen getroffen, so haben wir uns das immer wieder erzählt. Wir haben uns wiedergetroffen, nachdem wir uns neun oder zehn Jahre nicht gesehen hatten. In einem anderen Schreibwarenladen hätte ich an diesem Tag vielleicht eine andere flüchtige Bekannte früherer Jahre wiedergesehen, vielleicht hätte ich dann die geheiratet und mich nicht drei Jahre später wieder scheiden lassen, vielleicht hätte eine Frau, die ich an diesem Tag in einem anderen Schreibwarenladen, in einer Konditorei, einem Schuhgeschäft oder im Supermarkt getroffen hätte, mich nicht verlassen, um von einem Tag auf den nächsten mit einem anderen zusammen zu sein, vielleicht wären wir, diese andere Frau, der ich noch nie begegnet bin, und ich heute noch ein Paar. Die Frau, die eben aus dem Marmeladengang abgebogen ist, steuert mir nun wieder entgegen, sie sieht L. eigentlich doch nicht ähnlich, nein, und ich frage mich, warum ich sie dann mit ihr in Verbindung bringen konnte, ja wieso ich überhaupt an L. denke, ich will das doch gar nicht mehr. Die Frau, die nur Cocktailltomaten und eine Packung Diätmargarine in ihrem Einkaufswagen liegen hat, trägt zu einem kurzen, braunen Rock eine blickdichte, dunkelbraune Strumpfhose und Turnschuhe. Wahrscheinlich haben die Strumpfhosen mich an L. erinnert, L. hat ja immer und überall nach Strumpfhosen Ausschau gehalten, und nur weil ich von ihr so viel über Strumpfhosen weiß, habe ich die Strumpfhose der Frau überhaupt bemerkt; früher, bevor ich L. und ihre Leidenschaft für Strumpfhosen kannte, hätte ich da gar keine Strumpfhose, sondern nur Frauenbeine gesehen, schöne, schmale, nicht zu dünne Beine, nun leider schon wieder verschwunden, da die Frau, der sie gehören, aufs neue abgebogen ist.

Diese Woche im Angebot, sagt eine Supermarktstimme und zählt die Sonderangebote auf, erwähnt, was für ein Zufall, frischen Blattspinat, eine Schweizer Käsesorte und Nudeln. Ich höre nicht weiter zu, sondern stütze mich auf meinen Einkaufswagen und beuge mich über den Holm, auf dem, nur für den Fall, daß ich vergessen sollte, wo ich mich gerade befinde, der Name dieses Supermarkts zu lesen ist. Die Stimme, die aus versteckten Lautsprechern tönt, mischt sich mit dem vertrauten, schmatzenden Geräusch, das meine Schuhsohlen auf dem glatten Boden verursachen. Ich habe Bodenkontakt, ich stehe mit beiden Füßen auf den Kacheln, nein, ich fliege nicht, ich bin noch da. Als ich mich umdrehe, sehe ich die Frau mit der braunen Strumpfhose nun vor dem Kartoffelpüree, und mir fällt auf, daß kaum eine der Personen, die hier Kunden heißen und, so wie ich, einen Einkaufswagen schieben, einmal aufschaut. Alle wirken sehr konzentriert und bewegen sich doch wie Schlafwandler, manchmal sieht das aus, als steckten sie selbst schon in den Kühlschränken, in die sie die Dinge, die sie kaufen, später stopfen werden. Gehört es zur Konvention des Supermarktverhaltens, so zu tun, als wäre kein anderer da, alle anderen zu übersehen, durch sie hindurchzublicken, gar nicht zu bemerken? Die Strumpfhosenfrau und alle anderen, die gerade hier sind, sind zwar zur selben Zeit im selben Supermarkt, verhalten sich aber so, als hätte jeder von ihnen seine eigene Zeit dabei, die sie wie eine halbtransparente Schutzfolie umhüllt. Ich glaube, diese Folie umhüllt auch mich, auch ich bin eigentlich unnahbar. Ich sehe nur verschwommen und werde selbst, was mir ganz gut gefällt, nur verschwommen gesehen.

Ich stehe wieder vor einer der Kühltheken und schaue auf die durchsichtig verpackte vegetarische Fertig-Bio-Bolognese und die Steinpilzravioli, heute im Sonderangebot, die einträchtig neben den ebenfalls steinpilzgefüllten Tortelloni liegen. Die Form dieser größeren Tortellini erinnert mich immer, ich kann mir nicht helfen, an abgeschnittene Ohrmuscheln.

21

Daß ich hier mit niemandem reden, niemandem guten Tag sagen muß, empfinde ich oft als angenehm. Ich muß hier auch nicht über mich nachdenken, ich kann mich ablenken und in einem großen Bogen um L. herumfahren. Eine Zeitlang habe ich die frischen, folienverschweißten, meist schon nach zwei oder drei Minuten im heißen Wasser gargezogenen Ravioli, die ich lange nur aus der Dose kannte, gern gekauft und gegessen – dann aber, ich weiß nicht, wieso, wieder damit aufgehört. Vielleicht weil L. mir einmal erzählt hat, daß in manch einem Spitzenrestaurant, am anderen Ende der Raviolikompetenzskala also, die nicht mehr gar so frischen, eventuell sogar leicht müffelnden Steinpilze vom Vortag mit Teig umhüllt als frische Steinpilzravioli auf der Speisekarte stehen. Ich weiß nicht, ob das stimmt oder ob sie es sich nur ausgedacht hat, weil sie etwas über Ravioli und müffelnde Steinpilze sagen wollte. Daß ich Dosenravioli gegessen habe, ist jedenfalls viel länger her. Ich war lange nicht zelten und lange, bestimmt länger als zwanzig Jahre nicht, in dem Keller, in dem außer Äpfeln auch Konserven lagerten, Dosenananas, Pfirsiche, Gulaschsuppen, Eintöpfe und, meist zu kleinen Türmen aus zwei oder drei Dosen gestapelt, Ravioli: die rechteckigen, die wie aufgequollene Briefmarken oder kleine Kopfkissen mit

gezacktem Spitzenrand aussehen, und die halbmondförmigen, die ich weniger mochte, obwohl es keinen Grund dafür gab, denn geschmacklich unterscheiden sich diese Varianten nicht. Nicht nur Dosenravioli, Dosen überhaupt sind, so scheint es mir, nicht mehr in Mode. Es gibt sie noch, sie werden wohl weiterhin gekauft, trotzdem sehe ich hier selten jemanden mit Konserven im Einkaufswagen herumfahren. Ich werde nie vergessen, wie oft es samstags, das war der Tag, an dem meine Mutter da war und meist keine Lust zum Kochen hatte, Erbseneintopf, Linsen- oder Gulaschsuppe aus der Dose gab.

22

L. und ich besuchten einmal ein Museum, in dem neben anderen kuriosen Dingen auch alte Konservendosen ausgestellt wurden. Die Exponate durften angefaßt werden, weshalb uns auffiel, daß das Haltbarkeitsdatum des Mexikanischen Feuerzaubers, die Dose sah noch gut aus, im Frühjahr 1988 überschritten worden war und das Serbische Reisfleisch bis Ende 1985 hätte verzehrt werden sollen, statt dessen war es, wir fanden das komisch, in einem Museum gelandet, vor den Jugoslawienkriegen ist es einmal ein populäres Gericht gewesen. Am besten gefiel uns die Indonesische Reistafel, die aus zwölf kleinen Konservendosen bestand, die im Wasserbad zu erhitzen waren. Die Vorstellung, zwölf Dosen öffnen zu müssen, hat allerdings etwas Abschreckendes, aber wahrscheinlich gab es deshalb, meine Großmutter hatte einen, elektrische Dosenöffner.

23

Und ich erinnere mich an die Supermärkte meines Lebens, an Rewe, Edeka, Coop, Metro, Aldi, Spar, Super-

spar, Reichelt, Franprix, Champion, Tesco, Kaisers, Bio Company, Price Chopper, Wal-Mart, Plus, Extra und an einen in Rumänien mit dem für meine Ohren sonderbaren Namen Angst. Der erste Supermarkt überhaupt hieß Piggly Wiggly Supermarket, ein Amerikaner namens Clarence Saunders hatte ihn im Jahr 1916 in Memphis, Tennessee eröffnet. Mr. Saunders hatte die simple, damals jedoch revolutionäre Idee, Kunden sich im Laden selbst bedienen zu lassen, was hieß, daß ihnen erlaubt wurde, sich zu nehmen, was ihnen gefiel, und sie diese Dinge selbst zur Kasse trugen. Damit sie das Geschäft nicht ohne zu bezahlen verließen, sicherte er sowohl den Ein- als auch den Ausgang hinter dem Kassensbereich mit einem hölzernen Drehkreuz. Saunders ließ seine Idee patentieren und wurde Multimillionär, später jedoch, während der Weltwirtschaftskrise, verlor er sein gesamtes Vermögen wieder.

24

Ich stütze mich auf die Griffstange des Einkaufswagens, stelle den rechten Fuß auf die Querstrebe vor der unteren Ablagefläche, auf der sich ein Kasten Mineralwasser, eine Palette H-Milch oder ein Karton Wein durch den Supermarkt transportieren ließe, und stoße mich mit dem linken Fuß vom Boden ab. So gleite ich den Gang entlang, der Einkaufswagen ist mein Skateboard. Seit Jahren mache ich das, und genauso lange warte ich darauf, daß ich eines Tages in eine riesige, aus Konservendosen aufgestapelte Pyramide fahre und sie umstoße – allerdings habe ich weder in diesem noch in irgendeinem anderen Supermarkt je eine große Dosenpyramide gesehen, vermutlich gibt es sie bloß in Filmen, Comics und im Fernsehen. Ich nehme noch einmal Schwung und gleite weiter den Gang entlang, beschleunige, höre die

Sohlen meiner Schuhe quietschen und mache mir bewußt, daß ich vor Jahren, Jahrzehnten, als Kleinkind in den aufklappbaren Sitz eines solchen Wagens hineingepaßt habe, merkwürdig, daß ich mich dort, so die Erzählung meiner Großmutter, in das große Klappmaul, den haischlundähnlichen Einkaufswagenkiefer, habe hineinsetzen lassen. Der Wagen hat sich schon wieder verlangsamt, ich springe ab, und mir fällt ein, daß ein Freund mir von einem Supermarkt erzählt hat, in dem jeder Kunde, der das möchte, sich an bestimmten Abenden der Woche bereitliegende rote Schleifen an seinen Einkaufswagen bindet, um zu signalisieren, daß er oder sie jemanden kennenlernen möchte. Single-Shopping soll es heißen, und ich weiß nicht, ob er mir das erzählt hat, damit ich ihn frage, wo ich diesen Single-Supermarkt finden kann. Träfe ich dort eine Frau, in deren Wagen die gleichen Dinge lägen wie in meinem, und hänge an ihrem Wagen eine Schleife, dann könnten wir einander ansprechen und uns sagen: Wollen wir unsere Tiefkühlpizza nicht gemeinsam essen? O ja, wie praktisch, dann müssen wir nur einen Ofen heizen. Aber ich weiß schon, am Ende stört mich, daß sie raucht, oder sie stört, daß ich rauche oder eben nicht rauche, oder mich stört, daß sie darauf besteht, Tiefkühlpizza mit Messer und Gabel zu essen, oder sie stört, daß der Fernseher noch läuft oder eben nicht läuft, oder mich stört das Programm, das sie so gerne schaut, oder sie hängt noch an ihrem Ex-Mann oder Ex-Freund oder aber findet, daß ich L. zu sehr hinterhertrauere. Es gibt ungefähr eine Million Dinge, die uns aneinander nicht gefallen könnten. Nur L. war perfekt, an ihr hat mich gar nichts gestört, aber das ist eine Lüge der Erinnerung.

Vor mir sehe ich ein Schild an zwei farblosen Nylonfäden von der Decke hängen, es bewegt sich ganz leicht hin und her, woran ich merke, daß ein Lüftungshauch durch den Supermarkt zieht. Auf dem Schild steht MÄNNER/FRAUEN IM ANGEBOT und, kleiner geschrieben, DER IDEALE PARTNER. Darunter, in einer Ecke des Supermarkts, in der ich, so kommt es mir vor, noch nie gewesen bin, ja die mir bisher noch nicht einmal aufgefallen ist, sehe ich ein hohes Glasregal. Als ich näher komme, erkenne ich, daß es sich um ein in einzelne Fächer unterteiltes Aquarium handelt, in dem menschliche Körper schwimmen. Kleine, transparente Schläuche führen in ihre Nasenlöcher, offenbar liegen die Leiber in einer Art Gelee. Hier, so deute ich die Erläuterungen, kann ich mir einen neuen Partner aussuchen, hier schweben Zukünftige im Nährbecken und warten auf ihren Einsatz als Freund, Ehegatte oder Liebhaber. Sie stecken in enganliegender, weißer Polyamidunterwäsche, die Augen sind geschlossen, hin und wieder steigen Bläschen aus den Mundwinkeln, Männer liegen neben Frauen, jeder hat sein eigenes Fach – ich muß an die Aquarien in den Restaurants denken, in denen der Gast sich den Fisch, den er bestellt, selbst aussuchen und ihm bei seinen letzten Schwimmzügen zusehen kann. Ein weiteres Schild informiert darüber, daß die menschlichen Körper, die hier erworben werden können, ganz blank und leer und ohne Erinnerung seien, es gebe jedoch die Möglichkeit, lese ich auf einer ausliegenden, weiterführenden Produktinformation, ihnen ein gemeinsames Vorleben aufzuspielen, Urlaubserinnerungen ließen sich einbrennen, außerdem könnten rückdatierte Erinnerungsbeweise hinzuerworben werden, Photographien beispielsweise, meine Freundin und ich im Disneyland Resort Paris, in Venedig, in Las Vegas. Und Etiketten an den einzelnen Fächern des Großaquariums zu per-

sönlichen Eigenschaften sollen bei der Auswahl helfen: mag Sport und ist hilfsbereit, interessiert sich für Kultur, kann gut kochen, spricht Fremdsprachen, hat einen schönen, dicken Penis. Plötzlich erinnere ich mich an die alte Angst, eine Person, die sich unrechtmäßigerweise als ein Elternteil, als ein, wie es in der Schule hieß, Erziehungsberechtigter ausgibt, könnte versuchen, mich in einem Kinderkaufhaus, in dem Eltern sich ihren Nachwuchs auswählen, umzutauschen. In diesem Kinderkaufhaus liegen Säuglinge eingeschweißt und weißgefroren wie Enten und Gänse in schmalen, offenen Kühltruhen; für diejenigen, die sich nicht mit einem Baby herumplagen wollen, werden Zwei- oder Vierjährige angeboten. Wenn du nicht brav bist, tauschen wir dich um, hat meine Tante, zu der ich oft zum Mittagessen geschickt wurde, manchmal gesagt, Geld kriegste für den aber keins mehr, dröhnte mein Onkel dann dazwischen.

26

Als ich an der Stirnseite des Kühlregals für Milchprodukte vorbeikomme, höre ich eine Stimme, die fragt, ob ich probieren will. Vor mir steht ein bärtiger Mann in weißem Kittel und reicht mir ein Probierschälchen aus Plastik, in dem ein Klecks hellbeiger Masse dampft. Der Mann hat sich hinter einem kleinen Tresen aufgebaut, auf den er einen Mikrowellenherd und weitere Plastikschälchen gestellt hat, alle sind mit der gleichen, glitschig wirkenden, breiartigen Masse gefüllt. Möchten Sie vielleicht probieren? Ich denke an den Milchreis meiner Großmutter, zu dem es immer eingeweckte Kirschen gab, die ich wie die Äpfel, Kartoffeln und Konserven aus dem Keller holen mußte. Das Einweckglas ließ sich meist erst nach einer sonderbaren Prozedur mit Topf und warmem Wasser öffnen, ein Vorgehen, das mir im nachhin-

ein wie eine Beschwörung anmutet. War diese Beschwörung erfolgreich und hatte sich der Glasdeckel vom oft bereits brüchig und porös gewordenen Einmachgummi gelöst, konnte ich die dunklen Kirschen, die nicht weit vom Atomkraftwerk entfernt gereift waren, herauslöfeln und am Rand meines tiefen, mit Milchreis gefüllten Tellers zu einem Kreis anordnen. Wie eine Kette großer, dunkelroter Murmeln lagen sie dann um den weißen Brei, der in dem Teller eine zerklüftete, einer Eiswüste ähnelnde Landschaft bildete. Ich konnte diese Landschaft, auf meinem Teller hatte ich ja Macht, mit der gewölbten Unterseite meines Löffels erst ausmodellieren und dann zu einer Ebene planieren, auf der Zucker und Zimt zu Straßenbelag und Rollsplitt wurden. So lange, bis meine Großmutter sagte: Spiel nicht mit dem Essen, iß. Möchten Sie vielleicht probieren? höre ich den Mann mit dem Vollbart, in dem kein Milchreis hängt, noch einmal sagen, er hält mir ein dampfendes Schälchen hin. Ich bin noch nie auf die Idee gekommen, Fertigmilchreis zu kaufen, mir ist es auch noch nie eingefallen, ein Plastiktöpfchen Fertigmilchreis in den Mikrowellenherd zu stellen. Meine Großmutter kochte den Milchreis auf ihrer Kochmaschine, die sie mit Holz befeuerte, in ihrer Küche brannte, obwohl sie auch einen Gasherd hatte, fast immer ein Feuer, mich faszinierte das. Nein danke, sage ich, ich möchte nicht probieren – dabei steckt in der Pampe, ich müßte nur zugreifen, bereits ein weißes Plastiklöffelchen, das wenig größer als ein Eisspatel ist. Ein farbiger Eisspatel hätte besser zu der Matschepampe gepaßt, die ich, das geht mir nun auf, nur deshalb nicht auf den ersten Blick als Milchreis erkannt habe, weil sie schon vorab mit Zimt vermischt wurde und daher nicht wirklich weiß ist. Welch ein Fehler, denn Milchreis muß weiß wie ein Milchzahn sein.

Vor dem Kühlregal sehe ich Barbara, die nach zwei Packungen Magerquark greift, erkannt habe ich sie an ihrer besonderen Art, sich zu bewegen. Sie wohnt um die Ecke, hin und wieder laufen wir uns über den Weg, vor gefühlt hundert Jahren sind wir zusammen zur Schule gegangen. Ich spreche sie nicht an, denn ihr Wagen ist halbvoll und es sieht so aus, als wäre sie schon unterwegs Richtung Kasse, außerdem weiß ich, daß wir einander nicht viel zu sagen haben. Schon als wir uns zum ersten Mal nach der Schule wiederbegegnet sind, auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt, hatten wir uns nicht viel zu sagen, auch damals erkannte ich sie an ihrem Gang, und erst später, als ich über dieses erste Wiedersehen nachdachte, fiel mir ein, daß wir auf einer Klassenreise nach Südfrankreich, kurz vor unserem Abitur, miteinander geschlafen hatten. Die Speisequarkpackungen, es wird wohl Kartoffeln mit Quark, Käsekuchen oder eine Quarknachspeise bei ihr geben, liegen nun in ihrem Wagen, sie entfernt sich von mir, kann mich nicht sehen. Sie bewegt sich, als ob sie zu lange in die Ballettstunde gegangen wäre, die Füße leicht nach außen gestellt, doch sie schlenkert dabei, das paßt nicht zu einer Ballerina, mit ihren langen Armen, als rührte sie in der Luft Kuchenteig – Bewegungen, die eher unkontrolliert als geziert wirken und mir in ihrem Zusammenspiel eigentlich immer gefallen haben und noch immer gefallen. Ich hätte sie doch ansprechen sollen, aber ich weiß ja, daß sie zwei Kinder hat und wahrscheinlich schon auf dem Weg in den Kindergarten ist, um sie abzuholen. In Südfrankreich waren wir beide betrunken, es war warm, und wir lagen im Sand und haben nicht verhütet, weshalb es zwei Wochen später ein paar bange Tage gab. Der Gedanke, daß wir beide, sie und ich, heute ein siebzehn-

oder achtzehnjähriges Kind haben könnten, ungefähr so alt wie wir damals, überfällt mich ganz plötzlich. Dort, neben ihr, oder hier, neben mir, könnte ein Kind stehen, das heute gar kein Kind mehr wäre und sicher gar keine Lust hätte, ein Elternteil in den Supermarkt zu begleiten.

28

Damals am Strand sind wir einfach übereinander hergefallen, Barbara über mich, ich über sie, am nächsten Morgen hatte ich Knutschflecken überall. Vielleicht sollte ich es wie die Männer in der Reklame machen und mir ein bestimmtes Deodorant nicht nur unter die Achseln, sondern auch auf die Brust sprühen, um so etwas noch einmal zu erleben. Ich erinnere mich an einen Werbespot, in dem ein Paar nackt und zerzaust morgens im Bett aufwacht und der Spur seiner im sexuellen Rausch fortgeschleuderten Kleidungsstücke folgen muß. Die Hose des Mannes hängt über dem Gartentor, das Kleid der Frau auf einem Parkscheinautomaten, sein T-Shirt weht über einer befahrenen Kreuzung an der Ampel. Ihre Schnitzeljagd endet in einem Supermarkt, zwischen zwei verlassenen Einkaufswagen finden sie ihren zweiten Schuh. Vor den Tomatensoßen waren sie sich begegnet, als hätten sie sich zufällig irgendwo im Wald getroffen, beim Beerensuchen, auf einer Lichtung, tausend Generationen zuvor.

29

Ich höre Meeresrauschen und Möwengeschrei und weiß sofort, daß ich mich der Frischfischabteilung mit ihrem unverkennbaren Sounddesign nähere. Ich soll jetzt an kleine Fischerboote denken, offene, seit Jahrhunderten unverändert gebaute hölzerne Nußschalen, die

von den Fischern, da sind ja noch die Schleifspuren im Sand, gerade eben auf den Strand hinaufgezogen wurden, an handgeknüpfte Netze, die zum Trocknen ausliegen oder aufgehängt sind, und an frisch gefangenen Fisch in geflochtenen Körben – romantische Vorstellungen vom Fischfang also, wie es ihn nur noch in Museumsdörfern und einigen wenigen, bisher von jeder Entwicklung verschont gebliebenen Ecken einiger Entwicklungsländer gibt. Vielleicht braucht man hier Meeresrauschen und Möwengeschrei, weil Fische stumm sind, was insbesondere für die in Frischfischtheken gilt, Trophäen auf kleingehacktem Eis, die mir bedeuten: Du hast mich gefangen, du hast mich erlegt. Ein ganzer, rauchblau glänzender, gar nicht kleiner Lachs liegt da neben Forellen und Doraden. Die meisten Fische kann ich nur deshalb benennen, weil neben ihnen kleine Schildchen im Eis stecken, auf denen ihre Namen zu lesen sind. Es ist also fast wie in einer Gemäldegalerie, auch dort weiß ich meist nur durch das Hinweistäfelchen rechts unten, wer ein Bild gemalt hat. Den Schildchen läßt sich außerdem entnehmen, ob die Fische aus einer Aquakultur stammen, ob es sich also um Zuchtfische handelt, denen es gar nicht zusteht, mir zu bedeuten, du hast mich gefangen, du hast mich erlegt, oder ob sie einmal im offenen Meer geschwommen sind. Die Fische auf Eis sehen mich traurig an, das liegt, ich weiß schon, an den Augen, die toten Fische sehen mich an, und ich mache mir klar, daß ich keinen von ihnen kaufen darf, weil sie aus einer das Meer mit Medikamenten verseuchenden Fischfarm stammen oder, das zeigt das Fernsehen oft genug, entweder einem Hochseetrawler in die Netze gegangen sind, der ohne die Fördergelder der Europäischen Union gar nicht mehr auf den Weltmeeren unterwegs wäre, oder von einer der schwimmenden russischen oder japanischen Fischfabriken gefangen wurden,

auf denen man sich an keine Fangquoten hält, da sie sowieso niemand überprüfen kann, Fischfabriken, die westafrikanischen Fischern, die in kleinen, kanuartigen Booten durch die Brandung aufs Meer hinausfahren, alles wegfischen. Hier liegt die Beute und sieht mich an und singt, wie tote Fische eben singen können, das Lied von der ungerechten Verteilung der Nahrungsmittel auf der Welt. Und ich, der Kunde, denke, daß, wenn ich einen dieser Fische kaufe, auch ich schuld daran bin, daß es bald gar keine mehr geben wird. L. hat mir einmal vom Granatbarsch erzählt, einem Fisch, der früher, als es noch genügend andere Speisefische gab, als Beifang galt und wieder über Bord geworfen wurde, nun aber, unter seinem prächtigen neuen, aus Gründen der Vermarktung gewählten Namen Kaiserbarsch in der Tiefsee vor der Küste Neuseelands und Südamerikas gefangen und als Speisefisch vertrieben wird. Er kann bis zu hundertfünfzig Jahre alt werden, nicht wenige von denen, die als Filet auf Tellern landen, sind demnach älter als die Groß- und Urgroßmütter ihrer Esser, lange vor dem Ersten Weltkrieg ist er Fischlaich gewesen. Die Sache, so hat L. gesagt, wird sich aber bald erledigt haben, denn den Kaiserbarsch, der sich sogar tief im Meer nicht verstecken kann, wird es in absehbarer Zeit nicht mehr geben, genau wie den Dornhai, den man, geräuchert, als Schillerlocke verkauft.

30

In das Lautsprecher-Meeresrauschen mischt sich das Gluckern der Pumpe in dem Aquarium rechts, in dem drei müde Hummer, die Scheren mit Gummibändern zusammengehalten, wie tot im Wasser liegen. Es riecht nach Meersalz, aber ich frage mich, ob es ein Duft ist, der aus einer Aromadüse strömt, oder ob ich mir den

Geruch der Atlantikluft nur dazudenke. Vielleicht gibt es hier zum Sounddesign auch ein Duftdesign, von dem ich bisher, weil es dezent genug ist, noch nichts bemerkt habe. Nach Fisch riecht es tatsächlich, weshalb ich gleich an einen Fischmarkt denken muß, den, der sich in Paris östlich des Boulevard Barbès auf der Höhe der Métrostation Château Rouge befindet, wo ich einmal die unglaublichsten westafrikanischen Fische frisch auf Eis gesehen habe, die tiefgefrorenen wurden in den offenen Ladengeschäften hinter den Ständen mit Motorsägen zerteilt. Ich rieche jetzt auch den Schiffsdiesel der Kanalfähren und höre Möwen schreien, die mindestens so gern wie über dem Meer über nicht allzuweit von der Küste entfernten Müllkippen kreisen, da, wo sie die Reste all der Dinge finden, die hier in den Regalen stehen.

31

Vor dem Kühlregal wischt eine junge Frau mit dunklen Locken, die den Supermarktkittel wie eine Verkleidung trägt, den Boden. Ein Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin putzt immer irgendwo, vermutlich soll das als Hinweis darauf verstanden werden, daß man hier sehr auf Sauberkeit achtet. Mit dem breiten Mop zeichnet die Frau, vielleicht eine Auszubildende, sie ist fast noch ein Mädchen, ein Muster auf den hellen Kachelboden, die verspritzte Sahne ist schon verschwunden. Der Stein, ein cremefarbener Kunststein, hat schwarze Einsprengsel, so daß Schmutz auf ihm nicht auf den ersten Blick zu sehen ist. Vielleicht, der Verdacht kommt mir, putzt da überhaupt keine Frau, sondern ein äußerst weit entwickelter Android, der zur Tarnung derart programmiert wurde, daß er sich lässig bis nachlässig bewegt und bei seiner Tätigkeit Kaugummi kaut – Fähigkeiten, die zusammengenommen eine ungeheure Rechenleistung er-

fordern. Unsinn, die Frau ist trotz ihres verdächtig ebenmäßigen, an eine Computerspielfigur erinnernden Gesichts echt. Und ich bin mir sicher, daß sie keinesfalls für den Rest ihres Lebens in diesem Supermarkt putzen wird. Einmal, fällt mir jetzt ein, bin ich kurz vor Ladenschluß in einem anderen, viel kleineren Supermarkt neben einem Kino gewesen, weil ich eine Flasche Wasser kaufen wollte. Als ich vor den Getränken stand, außer mir war niemand im Geschäft, sah ich drei Verkäuferinnen vor der Kühltheke Tanzschritte üben. Ich schaute ihnen eine Weile zu und dachte währenddessen, daß, was sie da vorführten, die einzig angemessene Supermarktbewegung sei, es fehlte bloß, daß sie auch noch anfangen zu singen. Kurz bevor genau das hätte geschehen können, haben sie mich leider bemerkt. Ich mußte lachen, sie mußten lachen, und ich sagte ihnen, wie sehr mir ihre Vorführung gefallen habe.

32

Kein Lautsprechermuhen, kein Almglockengeläut und kein Quieken fröhlicher Ferkel lockt mich zur Fleischtheke, wo lieber nicht an die Tiere erinnert wird, deren Körperteile dort zum späteren Verzehr gekauft werden können. Es liegen auch keine Eingeweide in der Vitrine, keine Schweinsfüße, Schweineohren oder Schweineschnauzen – die, davon war mein Onkel überzeugt, ich habe es nie nachgeprüft, in Suppen so gut schmecken –, und selten ist eine Zunge so zu sehen, daß sie als Zunge erkennbar würde, meist ist sie in Zungenwurst oder Zungensülze gut versteckt. An der Wand gibt es auch keine Poster mit der schematischen Zeichnung eines Rinds oder Schweins, wie sie in manchen französischen Metzgereien hängen, damit der Kunde sehen kann, aus welchen Körperregionen des Schlachttiers ein Stück Fleisch

ursprünglich stammt.¹⁰ Sonst würde ja deutlich, daß es sich bei einem Schinken um den hinteren Oberschenkel eines Schweins handelt, daran aber möchte ich wahrscheinlich gar nicht erinnert werden.¹¹

33

Ich stelle mich hinter zwei Frauen an der Fleisch-, Wurst- und Käsetheke an und bemerke oben auf der Vitrine Zahnstocher, die in kleinen Salami- und Käsewürfeln stecken. Ich könnte mir ein oder zwei dieser Spießchen in den Mund schieben und probieren, ich soll auf den Geschmack kommen, angefüttert werden, die Wurst- und Käsewürfelchen sind Köder und Haken zugleich, aber ich beherrsche mich, greife nicht zu und betrachte statt dessen die unter Glas ausgestellten Wurstwaren. Immer kaufe ich Schwarzwälder Schinken und Mailänder Salami, ich habe meine Aufschnittrituale. Manchmal nehme ich noch gekochten Schinken hin-

10 10 Französische Metzger sind weniger zimperlich, sie präsentieren gelegentlich vorgegrillte Schafsköpfe und kahlgekochte Kuhköpfe im Fenster, letzteren ragen dann krause Petersiliensträucher aus den Nasenlöchern.

11 11 Trotzdem ist oder war das Schwein ein beliebtes Werbemotiv. Vor den bis unter die Decke weißgekachelten Fleischereien – von denen es immer weniger gibt, in meiner näheren Umgebung haben in den letzten Jahren drei, eine nach der anderen, zugemacht – sah man als Aufsteller meist ein auf den Hinterbeinen stehendes, fröhlich grinendes Schwein, das, manchmal mit Kochmütze auf dem Kopf und einem langen Fleischermesser im Spalthuf, eine Tafel hält, auf der es die Schlachtangebote des Tages, oft also auch seine Artgenossen anpreist. Einmal habe ich im Schaufenster einer dieser verschwundenen Fleischereien, jetzt befindet sich dort, an der Einrichtung wurde kaum etwas geändert, ein Restaurant, Hunderte Schweinefigürchen gesehen. Mir hat das eigentlich gefallen.

zu, die Sorte, die in Deutschland Prager Schinken heißt, oder eine andere, die in Frankreich Jambon de Paris genannt wird. Wahrscheinlich kaufe ich das alles nur, weil die Städte- und Landschaftsnamen der Wurstwaren – Lyoner, Wiener, di Parma – voller Verheißungen sind, ein Trick, auf den ich immer wieder, jede Woche gern, hereinfalle. Kaum habe ich beschlossen, mir wie sonst den Schwarzwald und Mailand zu kaufen, da höre ich die erste der beiden Frauen vor mir in der Schlange um Leberwurst bitten. Leberwurst klingt, ich kann mir nicht helfen, wenig verheißungsvoll. Habe ich bloß deshalb noch nie in meinem Leben Leberwurst gekauft? Im Einkaufswagen der Leberwurstfrau liegen zwei Packungen Knäckebrot, Kartoffeln, Margarine und eine Salatgurke. Es sieht nicht so aus, als kaufte sie für eine Familie ein. Prompt stelle ich mir vor, wie sie am Abend an ihrem Eßstisch im Wohnzimmer vor dem Fernseher sitzt und ißt, wahrscheinlich gegen sieben, vielleicht auch erst um acht. Und ich stelle mir weiter vor, wie sie ganz spät in der Nacht, sie kann nicht schlafen und weiß nicht, warum, in ihre kleine Küche geht und sich noch einmal eine Scheibe Knäckebrot mit Leberwurst schmiert, die Kaloriengrenze, die sie sich für jeden Tag setzt, hat sie damit wieder weit überschritten, ihr Gewicht zu halten fällt ihr schwer.

34

Die nächste Kundin kauft großzügig ein und sagt zum Schluß, sie wolle noch etwas von den eingelegten Vorspeisen nehmen. Die Artischockenherzen können Sie ruhig zu den grünen Oliven in die Tüte tun, das soll heute abend alles in den Salat, mein Mann mag das so gern, höre ich sie sagen und erschrecke über ihre Mitteilbarkeit. Sie läßt noch mehrere Sätze folgen, in denen ein

gedeckter Tisch mit großen, runden, von Messerklingen gefurchten Holztellern vorkommt, außerdem ihre Ehe und die Freude am gemeinsamen Abendbrot. Auf einmal scheint ihr ganzes Leben, aus Wurststückchen und Fleischpasteten nachgeformt und mit Wacholderzweigen dekoriert, zwischen Bierschinken und Baguettesalami in der Vitrine auszuliegen. Die Frischfleischfachkraft antwortet nicht, unbekümmert löffelt sie die Artischockenherzen aus der Schüssel in ein Plastikschälchen, das sie mit einem transparenten Deckel verschließt. Sie ist die Frau ohne Unterleib, ich kenne sie nur als Fleischtheckenverkäuferin. Als sie mir einmal auf der Straße begegnete, wußte ich nicht, wo ich sie schon einmal gesehen hatte, und kam erst beim nächsten Besuch im Supermarkt dahinter, wem ich da beinah in die Arme gelaufen war. Als Kind bekam ich von solchen unterleibslosen Frauen meist ein Stück Fleischwurst gereicht, daran muß ich nun denken, weil sich hinter mir ein Mann mit einem vier- oder fünfjährigen Kind angestellt hat. Ich bekam ein Stück Fleischwurst vom Ring, deren senfgelbe oder orangefarbene Pelle von der Frau ohne Unterleib mit einem scharfen Messer erst tief eingeschnitten und dann wie ein Stück Haut, die Handbewegung hatte etwas Grausames, über die Klinge abgezogen wurde.¹² Der Einschnitt war in der freigelegten, weichen Wurst, die man mir über die Vitrine reichte, noch zu sehen. Manchmal war ich mir daraufhin gar nicht mehr sicher, ob ich das, was mir da zum Geschenk gemacht wurde, noch essen wollte. Heute, das habe ich schon ein paar mal beobachtet, fragen die Verkäuferinnen die beglei-

12 12 Warum diese Wurst Fleischwurst heißt, wo doch, wie ich hoffe, aber vielleicht bin ich naiv, alle Würste aus Fleisch und nicht bloß aus gemahlenen Knochen, Wasser, Fett und Schlachtabfällen hergestellt werden, wirft Fragen auf. Heißt sie am Ende Fleischwurst, weil sich in ihr fast gar kein Fleisch befindet?

tenden Elternteile immer um Erlaubnis, bevor sie einem Kind eine Scheibe Gesichtswurst oder eine kleine Geflügelwiener anbieten.

35

Die Frau mit dem Mann, der so gern Artischockenherzen ißt, hat viel zuviel verraten. Mir kommt es vor, als hätte sie ihr halbes Leben erzählt. Sie könnte sich ausziehen und stünde nicht nackter da, und das nur, weil sie eine Vertraulichkeit an den Tag gelegt hat, die in Supermärkten unüblich und fehl am Platz ist. Einen Moment lang war es peinlich. Ich glaube, aber vielleicht habe ich mir das bloß eingebildet, daß die Fleischtheckenverkäuferin kurz gegrinst hat, die Kundin tut mir nun fast leid. Eigentlich hat sie ja bloß ein paar Bemerkungen über ihr Abendessen gemacht.

36

Ein Stück Menschenfleisch, gut abgehangen bitte, sage ich und höre die Verkäuferin antworten: Am Stück oder in Scheiben? Mit Knochen, Herz, Milz, Lunge, Leber? Herz ist frisch, wissen Sie, und die Nieren sind heute erst aus Moldawien gekommen, die Bauchspeicheldrüsen aus Bangladesch. Nein, die Frau hinter der Fleischtheke sagt das natürlich nicht, ich bin ja noch gar nicht an der Reihe.¹³ Sie ist auch nicht die Augurin, die für mich in den Eingeweiden der Tiere liest, deren Fleisch sie verkauft. Die meiste Zeit ist sie damit beschäftigt, in Frischhaltefolie verschweißte Schinken und Würste

13 13 Vielleicht werde ich eines Tages unter einem Vorwand in einen der geheimnisvollen Nebenräume meines Supermarkts gelockt, um dort mein Leben für die Fleischtheke zu geben. Und ich werde nicht mehr Verbraucher sein, sondern selbst verbraucht werden.

aus ihrer Verpackung zu lösen und in dünne Scheiben zu schneiden. Ich nehme nun doch, obwohl ich hier sonst nie etwas esse, eines der Probierspießchen, nur weil ich wissen will, ob ich wirklich wach und im Supermarkt oder vielleicht doch ganz woanders bin. Das Wurstwürfelchen, das unten auf dem Holz steckt, schmeckt salzig und nach Rauch. In einer Wurstwerbung fielen jetzt zwangsläufig die Wörter *Spezialität* und *pikant*. Allein daß ich das Wort *pikant* gedacht habe, verdirbt mir den Geschmack, ich werde diese Wurst nicht kaufen, keine Experimente, ich werde bei Schwarzwälder Schinken und Mailänder Salami bleiben, denke ich und schaue auf das hinter der Theke an mattsilbern glänzenden, S-förmig geschwungenen Fleischerhaken hängende Fleisch. Die unteren Enden dieser Haken sind so spitz, daß sie sich leicht und tief ins Gewebe bohren und auch schwere Stücke halten. Früher fand ich es sonderbar, daß die Fleischbeschauer ihre violetten Stempel direkt auf das Fleisch drücken durften, das sollte doch gegessen werden. Ich kann nicht erkennen, was für ein Stück von welchem Tier da hängt und wo es, wenn es Glück hatte, auf der Weide graste. L. hat deshalb immer auf Bioladenfleisch bestanden, hin und wieder hat sie auch nachhaltig gezüchtetes Fleisch tiefgekühlt bestellt. Eine Katalogbestellung des Fleisches war ihr auch deshalb recht, weil sie sich nur ungern daran erinnert hat, wie die Metzgersfrau in dem Ort, in dem sie aufwuchs, jeden Kunden überwachte. Verlangte jemand vierhundert statt zweihundert Gramm Aufschnitt und nahm teureren als sonst, wußte sie, daß der Besuch immer noch da war, und erzählte das allen weiter. Persönliche Kundenüberwachung dieser Art gibt es an Supermarkt-Fleischtheken nicht mehr. Die Verkäuferin kennt meinen Namen nicht, und ich muß ihren auch nicht kennen, ja ich glaube, daß ich an dem Tag, an dem die Fleischthekenverkäuferin

mich mit meinem Namen anreden würde, zum letzten Mal in diesem Supermarkt gewesen wäre. An die Stelle des persönlichen Wissens über einen Kunden sind die anonymen, digitalen Kundendaten getreten. Die Computerwaage merkt sich, wann und wieviel wovon und womit zusammen gekauft wird, sie behält dieses Wissen aber für sich und fragt nicht nach, wie lange der Besuch noch bleibt oder weshalb ich nur noch Schinken für eine Person kaufe, ob die Ehefrau vielleicht ausgezogen ist und warum.

37

Als ich endlich an der Reihe bin, bringe ich ein kurzes, distanziertes, trotzdem nicht unfreundlich klingendes Hallo über die Lippen und sage: Ich hätte gern je hundert Gramm Schwarzwälder Schinken und Mailänder Salami. Die Fleischwarenfachkraft, sie trägt eine weiße Kittelschürze und, was mich nicht stört, heute kein Namensschild, nimmt erst den Schinken, er liegt schon in Scheiben geschnitten auf einer Klarsichtfolie in der Auslage, wiegt ihn ab und schlägt ihn in festes, beschichtetes altrosafarbenes Wachspapier ein, das hier noch gar nicht lange verwendet wird. Es hat die Raschelfolie abgelöst und ist eigentlich ein Retro-Einwickelpapier, das die verpackten Wurstwaren aufwerten soll. Fehlte nur noch, daß die Verkäuferin den Betrag mit einem dicken Bleistift auf mein Päckchen schriebe, so, wie es die Metzger früher gemacht haben, aber selbstverständlich druckt die elektronische Waage auch hier Strichcode-Etiketten aus, die entweder auf das Papier oder, wenn es sich wie bei mir um zwei Aufschnittpäckchen handelt, auf ein halbtransparentes Tütchen geklebt werden, in dem die Wachspapierpakete dann beieinanderliegen. Es gab auch eine Zeit, und in manchen Super-

märkten wird das noch immer so gehandhabt, da wurde der Wiegebon mit einer Heftzange angetackert; mir hat das nie behagt, weil ich immer die Befürchtung, ja die Angst hatte, eines Tages eine dieser Heftklammern mitzuessen. Die langen, dicken, leicht abgeflachten Zimmermannsbleistifte steckten den Metzgern meist hinter dem rechten Ohr, denke ich noch, aber da reicht die Fleischwarenfachkraft mir schon mein Paket, zwei Päckchen in einer milchigen Plastiktüte, über die Vitrine. Und ich frage mich, wie oft sie das in ihrem Leben schon gemacht hat, ob sie wohl nachts davon träumt, ja ob sie nicht manchmal, in ihrer Vorstellung wenigstens, versucht ist, statt einer Salami oder eines Schinkens ihre linke Hand gegen das sich so schnell drehende und schrill sirrende Messer der Schneidemaschine zu drücken und in hauchdünne Scheiben zu schneiden, sei es aus Langweile oder aus Trotz gegen ihr Leben ohne Tageslicht.

38

Die Tüte mit dem Aufschnitt lege ich zu den Äpfeln, den Zitronen, der Milch und dem Honig in den Wagen, ich glaube, ich bin schon Stunden hier. Wann genau ich durch die Schiebetür gekommen und durch das Drehkreuz gegangen bin, weiß ich nicht. Ich schaue auf meine Armbanduhr und, merkwürdig, kann sie nicht lesen. Sieht so aus, als ob die Uhr, die L. mir geschenkt hat, nicht mehr funktioniert, jedenfalls stehen die Zeiger in einem bisher für unmöglich gehaltenen Winkel zueinander, ich kenne diese Zeigerstellung nicht. Ich lasse meinen Arm sinken, denke, das ist doch gar nicht möglich, es kann keine Zeigerstellung geben, die ich noch nicht gesehen habe, und höre im selben Moment die Super-

marktstimme, die schon wieder die Angebote der Woche durchsagt.

39

In den Seitentaschen meines Mantels suche ich nach meiner Einkaufsliste, die ich, ich weiß es genau, wie fast immer in der letzten Zeit auf die Rückseite eines nicht sehr sorgfältig geöffneten Fensterkuverts geschrieben habe. Als ich die Hand aus der linken Manteltasche ziehe, fällt ein Kassenbon heraus und segelt Richtung Fußboden, als krakele er etwas in die Luft. Ich bücke mich, hebe ihn auf und lese

BLEIB G. FRUCHTSCHNIT	0,49EUR B
4305615003665	
BLEIB G. FRUCHTSCHNIT	0,49EUR B
4305615003696	
ODOL MED 3 ZC STAND	0,99EUR A
4026600112000	
TEMPO TATÜ 30X10	2,69EUR A
7322540334975	
ZWS	4,66EUR

TOTAL	4,66EUR
--------------	----------------

	NETTO	MWST
A 19,00%	3,09EUR	0,59EUR
B 7,00%	0,92EUR	0,06EUR

BAR	50,00EUR
ZURÜCK	
BAR	45,34EUR

Nr0063 4 ARTIKEL 15:04
 UST.-Ident-Nr. DE 115 055 186
 VIELEN DANK FÜR IHREN EINKAUF

Berlin/Pappellallee 89
 Tel.: (030) 44341876
 Mo. - Fr. 09:00 - 21:00 Uhr
 Sa. 09:00 - 21:00 Uhr
 UMTAUSCH NUR MIT KASSENBN

Es ist ein Kassenzettel aus dem Drogeriemarkt, in dem ich gestern oder vorgestern war, um Bleib-Gesund-Fruchtschnitten zu kaufen. Nein, ich glaube nicht wirklich daran, daß ich gesund bleibe, wenn ich diese Schnitten esse, deren zwischen zwei Oblatenpapiere gepreßte halbtrockene Fruchtmasse sich durch Druck auf beide Seiten leicht herausquetschen läßt. Oder doch? Ich weiß noch, daß ich eine der beiden Packungen aufriß und ihren Inhalt gierig in mich hineinstopfte, gleich nachdem ich bezahlt und den Laden verlassen hatte, das war kurz nach meiner Begegnung mit dem digitalen Springseil, auf das ich in dem Sonderverkaufsbereich des Drogeriemarkts gestoßen war. Noch bevor ich es durch die transparente Blisterverpackung näher gemustert hatte, sah ich mich schon in professioneller Sportbekleidung, die ich gar nicht besitze, verschwitzt im Keller eines Hauses, das ich gar nicht kenne, im Übungsraum trainieren, sah mich in einem engen T-Shirt, unter dem sich meine Bauchmuskeln wie Heizrippen abzeichneten, mit muskulösen Oberschenkeln und Waden, wie ich sie gar nicht habe, hinauf in einen hellen Wohnbereich kommen, sah mich, mir selbst nur ganz entfernt ähnlich, in einem völlig anderen Leben und hörte mich zu einer mir unbekannten blonden Frau, die in einer offenen, amerikanischen Küche stand, Hallo Liebling sagen. Diese meine Gattin, die nichts, aber auch gar nichts mit L. gemeinsam hatte und mich auch Liebling nannte, fragte dann, ob ich nicht einen Teller Gazpacho essen wolle. Ja, sagte ich in dieser Phantasie, und schon im nächsten Augenblick sah ich uns beide halbnackt auf der Küchenarbeitsfläche liegen, erstaunt, daß ich weder wußte, wann wir geheiratet hatten, noch woher wir uns kannten und in welchem Jahr wir in dieses Haus gezogen waren. Viel schlimmer, ich wußte nicht einmal, welches der beiden

Autos mir gehörte, die ich, während wir da auf der Arbeitsfläche lagen, durch das Küchenfenster in der Einfahrt stehen sah. Überhaupt keine Erinnerung mehr zu haben gehörte zu dieser Phantasie, in der ich meiner viel zu laut stöhnenden Frau, deren Namen ich ebenfalls nicht wußte, die Jogginghose nicht einmal ganz herunterzog, auch sie war ja gerade erst vom Sport zurück, sie sagte noch: Paß auf, es ist die Kaschmirtrainingshose, ich aber achtete nur darauf, ob sie, diese gutaussehende, nach frischgepreßtem Apfelsaft riechende Frau, kurz vor ihrem Orgasmus nicht vielleicht meinen Namen wisperte oder schrie, ich hätte doch gern gewußt, wie ich heiße und wer ich eigentlich bin.

40

Ich habe den Kassenzettel noch in der Hand, sehe die aufgedruckte Telefonnummer und frage mich, unter welchem Vorwand ich, so etwas habe ich noch nie gemacht, dort anrufen könnte. Ich könnte mein Telefon aus der Hosentasche ziehen, die Nummer tippen und nach der Frau an der Kasse fragen, die mich nach jedem Einkauf anlächelt und mir immer einen schönen Tag wünscht. Schon als ich sie das erste Mal an der Kasse sah, hat sie ganz tief in mich hineingelächelt, ich weiß nicht, wie ihr das gelingt. Auf den ersten Blick ist sie eine unscheinbare Frau mit rotgetöntem Haar, die wie alle Drogeriemarktkassiererinnen einen Kittel tragen muß, der für die Unscheinbarkeit verantwortlich sein könnte. Sie hat einen Akzent, der verrät, daß sie nicht ihre Muttersprache spricht, mehr weiß ich nicht von ihr. Trotzdem ist mir plötzlich so, als ob wir beide eine Beziehung hätten und dieser Kassenzettel ein heimliches Liebesbriefchen wäre. Eine ähnlich geheime, nur mir bekannte Beziehung führe ich mit der dunkelblonden Buchhändlerin, die an

manchen Tagen der Woche, leider weiß ich bis heute nicht, sie wechseln, welche das sind, in der Buchhandlung gleich nebenan arbeitet. Von draußen, durch das Schaufenster hindurch, kann ich sehen, ob sie im Laden ist. Ich betrete das Geschäft überhaupt nur dann, wenn ich sie sehe, und kaufe, obwohl ich es später selten lese, ein Buch, das sie mir empfiehlt. Zu Hause lege ich es auf einen Stapel neben meinem Bett, einmal im Jahr räume ich diesen Stapel weg und stelle die Bücher zu den anderen ungelesenen ins Regal.

41

Im Umkreis von sieben bis zehn Fußminuten gibt es sechs andere Drogeriemärkte, in denen ich Zahnbürsten, Rasiercreme oder Duschgel kaufen könnte. Ich aber gehe immer zu der Frau mit den getönten Haaren, bei ihr suche ich mein Shampoo und decke mich mit Seife, Putz- und Waschmitteln ein.¹⁴ Bei ihr könnte ich, Drogeriemärkte haben ihr Sortiment in den letzten Jahren ja beträchtlich erweitert, mittlerweile sogar Wein, Süßigkeiten, Kaffee und vegetarische Nudelsoßen kaufen. Als ich noch in den Kindergarten ging, kam ich je-

14 14 Tatsächlich kaufe ich dort auch mein Toilettenpapier, aber es in die Aufzählung der Dinge aufzunehmen ist mir unangenehm. L. hat sich oft darüber lustig gemacht, daß es mir peinlich war, Toilettenpapier, das im Einzelhandel nicht selten unter der Bezeichnung Hygienepapier geführt wird, zu kaufen. Meist habe ich es, obwohl sie es mir aufgetragen hatte, nicht mitgebracht, weil ich nicht mit einer dieser großen Packungen, die sich in kaum einer Tasche verbergen lassen, durch die Straßen gehen wollte. Andererseits ist es natürlich so, daß auch ich nicht auf Toilettenpapier verzichten kann. Hin und wieder muß ich mich also überwinden, gehe dann aber immer schnurstracks und ohne Umwege nach Hause und hoffe, nur ja niemandem zu begegnen. Du bist manchmal ganz schön verklemmt, hat L. oft gesagt.

den Tag an einer Drogerie vorbei, in der es, die Preisbindung für Drogeriewaren war noch nicht aufgehoben, keine Lebensmittel gab. In dieser Drogerie Schwarzbeck, die dem Vater meiner Kindergartenliebe Anke gehörte, wurden Mäusefallen und Unkrautvernichter verkauft, Unkrautvernichter streute mein Großvater dann und wann im Garten aus. Es gab dort auch Sonnenmilch und Parfüm sowie verschiedene Pulver, die von Herrn Schwarzbeck hinter einem langen hölzernen Tresen abgewogen und in Papiertütchen gefüllt wurden – alles nicht der Rede wert im Vergleich zu den heutigen Drogeriemarktketten, deren wahre Angebotsbreite sich erst im Internet zeigt. Jedesmal wenn ich an der Drogeriemarktkasse bezahle und die freundliche Kassiererin, die ich nun gern anrufen würde, mich anlächelt, reicht sie mir ein Faltblatt, das für den Internetshop ihrer Kette wirbt. Bei meinem letzten Besuch sah ich hinein und entdeckte das Top-Angebot der Woche, einen Brillant-ring mit einem selbstverständlich lupenreinen Diamanten, der statt 7990 Euro nur noch 4444 Euro kosten sollte¹⁵ – in der Drogerie Schwarzbeck, das fällt mir jetzt dazu ein, hätte ich, obwohl ich Anke damals heiraten

15 15 LUPENREINER 1,0 KARAT BRILLANTRING, hieß es in dem Prospekt und weiter: «Fassung 585 Weißgold, qualitätsgeprüft mit Expertise von einem Diamantengutachter. Jede Ringgröße wird für Sie einzeln angefertigt!» Und in einem kleinen, weiß abgesetzten Kästchen: «Lieferzeit beträgt 10 Werktage, Auslieferung nur gegen Vorkasse. Keine Rückgabe.» Ist das Angebot vielleicht sehr günstig? Müßte der Ring bei einem Juwelier vielleicht 9000 statt 4444 Euro kosten? Oder noch viel mehr? Aber machen diese vielen Vieren den Preis nicht verdächtig? Ist es am Ende ein völlig willkürlicher und nicht genau kalkulierter Preis? Und steht die Zahl Vier im Chinesischen Denken nicht für den Tod? Wo kommt der Diamant her? Aus Sibirien? Südafrika? Aus dem Kongo? Braucht ein Rebellenführer dort etwa Granatwerfer? Neue Maschinengewehre? Munition?

wollte, keinen Diamantring kaufen können. Ein anderes in dem Prospekt beworbenes Produkt hieß Dream Maxx und war ein Zwei-Kammer-Luftbett aus PVC mit beflockter Liegefläche. Ich wußte zwar nicht, was ich mir unter einer beflockten Liegefläche vorstellen sollte, aber es klang weich und interessant und vielversprechend genug, außerdem gab es für nur 89,99 statt 149,95 Euro eine elektrische Pumpe mit Rückschlagventil und eine Tragetasche dazu. In diesem Faltblatt fand ich dann auch eine Abbildung des digitalen Springseils, das mich so begeistert hatte, aber mein Springseiltraum von einem ganz anderen, sportlichen Leben mit einer anderen Frau wiederholte sich nicht. Das Faltblatt habe ich mitgenommen, aber keinen Brillantring bestellt. L. s Größe, das weiß ich noch von unseren Ringen, ist siebenundvierzig.¹⁶

16 16 Viel zu selten studiere ich die Prospekte mit den Sonderangeboten, die morgens aus der Tageszeitung fallen. Ich könnte ja so viel sparen, wüßte ich nur, was gerade wo im Angebot ist. Ich könnte Preisvergleiche im Internet anstellen, mich vergewissern, daß dieses Pürierstabmodell, diese elektrische Zahnbürste oder dieses Daunenkopfkissen tatsächlich günstiger ist als irgendwo sonst. Ich könnte gezielt in diesen einen, nur eine Stunde Fahrtzeit entfernten Fachmarkt fahren und dort diesen einen, ausgerechnet diese Woche sehr günstigen Handtuchhalter kaufen. Oder den Wäscheständer und mir dann von dem gesparten Geld das eine oder andere zusätzlich gönnen und trotzdem mit dem guten Gefühl, gespart zu haben, zurück nach Hause fahren. Leider bin ich meist viel zu faul für solche Unternehmungen. Außerdem weiß ich, daß Sonderangebote nicht ungefährlich sind; kürzlich erst wurde eine Frau beinahe totgetrampelt, als sie versuchte, sich einen sehr preiswerten Flachbildfernseher zu sichern. Sie war früh aufgestanden und hatte sich als eine der ersten vor den noch verschlossenen Türen eines Elektronikmarkts postiert, war nach dem Öffnen von nachdrängenden Kunden jedoch niedergestoßen worden. Die zu den Regalen stürmende Meute ist einfach über sie drübergelaufen.

L. hat ihre Einkaufslisten immer auf die leeren Rückseiten alter Karteikarten geschrieben. Sie hatte Tausende dieser karierten, nie linierten Kartons, während ihres Studiums muß sie sehr fleißig gewesen sein. Oben rechts stand immer ein Datum, dessen Jahreszahl mit der mittlerweile ungewohnten 1 begann, darunter folgten Zitate, Literaturangaben und Verweise in ihrer kleinen, gar nicht krakeligen Schrift. Wartete ich mit einem dieser Kärtchen vor einer Wurst- oder Käsetheke, konnte ich es umdrehen und Sätze von oder über Proust, manchmal auch über ein Buch von Xavier de Maistre lesen. Meist aber verstand ich nicht viel, weil L. für ihre Arbeit überwiegend französische Forschungsliteratur exzerpiert hatte, *exzerpiert* war das Wort, das sie dafür verwendete. Die beiden letzten Kästen voller Karteikarten, Einkaufszettel für kommende Jahrzehnte, warf ich ein oder zwei Jahre nach ihrem Auszug in die Altpapier-tonne im Hof, als sich das bohrende Gefühl, sie könnte tatsächlich nicht mehr zurückkommen, in mir so breitgemacht hatte, daß ich mich fast darüber ärgerte. Dieses Gefühl war aber nicht groß genug gewesen, daß ich auch alle anderen Reste und Reliquien, die von ihr in der Wohnung geblieben waren, beseitigt hätte. Seitdem kritzle ich meine Einkaufslisten auf gebrauchte Briefumschläge.

Indem ich mich auf den Einkaufswagen stütze, spiele ich einen alten Mann, der sich über seine Gehhilfe beugt. Ich versuche mich zu erinnern, was auf meinem Einkaufszettel stand, bin aber leicht benebelt, vielleicht betrun-

ken, doch wovon? Im Drogeriemarkt habe ich einmal eine Frau gesehen, die eine Photo-Abholtasche aus dem Regalfach zog und sofort aufriß, um die von ihr bestellten Abzüge zu betrachten. Bis dahin nichts Besonderes, dann aber staunte ich über ihren sich ändernden Gesichtsausdruck, plötzlich schien die Frau wie weggetreten, nicht mehr da. Es sah aus, als ob sie statt zwischen Geschenkpapierrollen und Packungen mit feuchtem Toilettenpapier nun tief in ihrem Privatleben stünde. Etwas, das wie ein halbdurchsichtiger Duschvorhang vor ihr gehangen hatte, war zur Seite geschoben worden, und eine andere Frau stand da, auf deren nunmehr aufgeklärtem Gesicht sich große Rührung abzeichnete. Ich wußte zwar nicht, was sie betrachtete – Bilder von der Einschulung ihrer Tochter oder von ihrem Sohn an dessen Geburtstag, den Arm voller Geschenke, oder von ihrem Mann, der im Urlaub am Strand eine Sandburg baut –, trotzdem übertrug ihre Rührung sich auf mich, ich war mitgerührt, schämte mich gleichzeitig aber ein wenig dafür, daß ich sie in einem so intimen Moment beobachtete. Die Frau, die ein sehr schmales Gesicht und keine kleine Nase hatte, bemerkte bald selbst, daß sie sich vergessen hatte und ihre Einkaufsmaske von ihr abgefallen war. Ihr wurde bewußt, daß sie sich in einem Drogeriemarkt befand, und der Duschvorhang schob sich wieder vor sie, sie setzte ein Neutralgesicht auf, steckte die Bilder zurück in den Umschlag, klappte ihn zu und ging zur Kasse.

44

Ich wünschte, auch ich könnte mir jetzt ein paar Photos abholen, einen Umschlag, in dem ich Aufnahmen der schönsten Momente meines Lebens fände. 1) Als ich L. im Schreibwarenladen wiedertraf und mich in sie ver-

liebte. 2) Wir beide irgendwo am Meer, zwischen zwei großen Felsen. 3) An einem Morgen im April, am Ende der Nacht, wir kommen aus einem Club, die Vögel sind schon laut, und wir machen uns zusammen auf den Weg durch die halbe Stadt nach Hause. 4) An einem italienischen See auf der Fahrt nach Venedig, vielleicht auch an einem anderen See, der still und klar und grün in der Mittagssommersonne liegt. 5) Ihr Gesicht, wenn ihr etwas sehr gefiel, ihr Gesicht, wenn sie Sachertorte aß. 6) Vormittags im Garten, im Frühling, im hellen Licht nach einem langen Winter. Ein paar andere Momente fallen mir noch ein, aber nicht viele. Vielleicht wäre es gar nicht schlecht, wenn Menschen wie ich, die fast nie Photos gemacht haben, sich hier welche abholen könnten, auf denen alles noch einmal zu sehen wäre. Ich würde mir gern mehr Erinnerung kaufen, gern auch Erlebnisse, an die ich mich dann erinnern könnte, ohne sie je gehabt zu haben. Ein Photoalbum mit Bildern, auf denen man mich in Städten, in denen ich nie gewesen bin, und an Stränden, an denen ich nie gelegen habe, sieht. Und ich dürfte denken: Wie angenehm, ein anderer ist für mich verreist und an all diesen Orten gewesen, hat all diese schönen Dinge gesehen und sich von Mücken stechen lassen, ich muß da nicht mehr hin.

45

Ich weiß nicht mehr, wie ich heiße und wie alt ich bin, ich weiß nicht mehr, wie spät es ist und was ich einkaufen wollte. Alles ist mir durch das Gitter meines Einkaufswagens gefallen, durch das ich den cremefarben-schwarz-gesprenkelten Fußboden sehen kann. Auf diesem Fußboden stehen die Regale, sie bilden die Schluchten, durch die ich mich zwänge, und sind so voll, daß sie selbst verborgen sind. Keine Architektur soll mich ab-

lenken, Fußbodenmosaike und Wandmalereien würden bloß zerstreuen, die Ware steht im Mittelpunkt. Deshalb bewege ich mich durch eine schlichte, gekühlte, vollgestopfte Schachtel, in der selten jemand einem anderen zu nahe kommt. Selbst wenn zwei Einkaufswagen aneinanderstoßen, sieht es aus, als rollten sie ungehindert durch den anderen hindurch. Manchmal habe ich Angst, einen fremden Wagen zu durchqueren und das nicht einmal wahrzunehmen, so wenig vorhanden fühle ich mich. Ich schwebe, als hätte ich all mein Gewicht verloren oder wäre, vielleicht habe ich es bloß noch nicht bemerkt, gestorben.

46

Zwischen den Gurkengläsern ragen hier und da kleine Pappschildchen aus dem Regal und verraten mir, daß es sich um Gurken aus der Region handelt, Erzeugnisse also, die nicht aus Frankreich oder Rumänien oder Madagaskar stammen und über Hunderte oder tausend oder noch mehr Kilometer herangekarrt wurden. Sonderbarerweise fühle ich mich den Gurken aus der Region gleich weniger verbunden. Ich möchte keine Umlandgurken essen, wenn überhaupt, steht mir der Sinn nach kleinen, scharfen französischen Cornichons, die nicht selten zur Dekoration auf mit Salami belegten Brötchenhälften liegen, meist an einer Seite so eingeschnitten, daß sie sich zu einem Fächer spreizen. Ich brauche aber keine Gurken, ich dekoriere meine Brote und Brötchenhälften nie, deshalb schiebe ich mich zügig auch an den Gläsern mit Perlzwiebeln, Kapern und eingelegten Paprikaschoten vorbei. Plötzlich meine ich zu sehen, wie Biokartoffeln aus Ägypten, Weinflaschen aus Kalifornien und Auberginen aus Israel über den Globus zischen, hierher auf ihre Plätze auf dem Supermarktregal. Auf

einmal sehe ich, woher die Dinge kommen, die Kiwis aus Neuseeland, die Erdbeeren aus Andalusien, ich sehe einen Trickfilm der Handelswege und Warenströme, in dem alle Produkte einen Schweif hinter sich herziehen, wie kleinste Teilchen in einer Nebelkammer. Auf den Regalen findet sich die halbe Welt, wer hier einkauft, darf kein Globalisierungsgegner sein, und ich ahne schon, gleich überfällt mich wieder mein schlechtes Gewissen, daß ich mir mein Obst und Gemüse nicht selber anbaue, sondern Tomaten aus Südspanien und Äpfel aus Chile oder China kaufe, oder dann, wenn ich bemerke, daß sie von so weit her kommen, doch nicht kaufe, weil ich keine Lebensmittel essen möchte, die weiter gereist sind als ich.

47

Obwohl ich vielleicht schon tausend- oder zweitausendmal¹⁷ einkaufen war, überrascht mich immer wieder, was es hier alles gibt. Eigentlich müßte ich jeden Tag über die ungeheuer komplizierte Arbeitsteilung staunen, die für das reichhaltige Angebot im Laden sorgt. Wie eigenartig, daß eine Biene in Mexiko für mich Blütennektar sammelt und ein Apfel an einem Baum in Chile oder China wächst und dann für mich gepflückt wird. Ich könnte ja kein einziges dieser Produkte selbst herstellen, ich könnte keinen Honig imkern, keinen Weizen sähen, dreschen, mahlen, ich könnte mir nicht einmal einen Liter Milch melken, obwohl ich das, es war auf einem Bauernhof – nicht etwa dem neben der Landes-

17 17 Ich habe einmal versucht, es auszurechnen. Angenommen, ich war einmal pro Woche, früher mit meiner Mutter oder Großmutter, einkaufen, dann war ich es mit fünfunddreißig, fast sechszunddreißig Jahren schon fünfunddreißig-mal-zweiundfünfzig-mal, jedenfalls war ich in meinem Leben schon viel öfter im Supermarkt als in der Kirche.

nervenklinik, sondern einem Postkartenbauernhof im Alpenvorland –, einmal versucht habe. Ich könnte auch kein Schwein schlachten und es zu Wurst verarbeiten, ohne einen Supermarkt müßte ich verhungern. Ich habe ja keinen Garten, an dessen Bäumen kleine, wurmstichige Äpfel hängen oder in dem ein paar von Schnecken angefressene Salatköpfe, Schnittlauch und Tomaten wachsen, grün wie die, die mein Großvater auf der Heizung in seinem Büro nachreifen ließ.¹⁸ Und wo ich im Wald die wilden Erd- und Himbeeren finde, weiß ich auch nicht.

48

Mir ist, als zöge der Einkaufswagen mich wie ein Motorschlitten durch die Gänge. Hier gleitet der Wagen lautlos, draußen aber, auf dem Pflaster, wird es laut, auf unebenem Gelände hören Einkaufswagen sich an, als bewegten sie sich wie auf Panzerketten vorwärts, sie rattern und rasseln und erzeugen einen industriellen, aber nicht unrhythmischen Krach, dessen Intensität sowohl von der Beschaffenheit des Bodens als auch der Anzahl und Tiefe der Fugen im Pflaster abhängt. Nicht verwunderlich, daß ein Einkaufswagen es auf das Cover einer frühen Platte der *Einstürzenden Neubauten* gebracht hat. Einen einzelnen Wagen auf glattem Boden zu steuern fällt nicht schwer, schwierig sind mehrere, ineinandergeschobene Exemplare. Die Rangierer, die auf den

18 18 Damals gab es bloß «Tomaten», das waren eben die, die er grün oder halbgrün von den Stauden im Garten geerntet hatte. Heute führt ein Supermarkt, die verschiedenen Angebote getrockneter Tomaten nicht mitgerechnet, sieben oder acht verschiedene Sorten. Es gibt Fleisch-, Kirsch-, Eier- und Cocktailtomaten, Biokirschtomaten, Biostrauchtomaten und einfache Strauchtomaten, manchmal gibt es auch Dattel-Kirschtomaten, die sind, wie der Name schon sagt, flach und haben die Größe einer Dattel, sind aber nicht so süß.

Parkplätzen großer Einkaufszentren ganze Kolonnen bewegen, habe ich schon als Kind bewundert. Auf Flughäfen fahren sie manchmal kleine Zugmaschinen, mit denen sie die Kofferwagen zwischen den Ankunfts- und Abflugbereichen verteilen.¹⁹

49

Kaufe ich richtig ein? Kaufe ich das Richtige? Kaufe ich gerecht? Habe ich vielleicht Milch von unglücklichen Kühen in meinem Wagen? Hätte ich nicht doch besser die in Glasflaschen nehmen sollen? Hat das Schwein, dessen Wurst ich essen werde, Antibiotika verabreicht bekommen? Oder hat es zuviel Getreide gefressen, Getreide, mit dem mehr als nur ein paar Menschen auf der Erde hätten satt werden können? Und wer erhält wieviel Geld für ein Produkt? Ist es fair gehandelt worden? Hat man

19 19 Einen Einkaufswagen mitzunehmen macht einen fast zu einem Outlaw. Zu den Randgruppen, die abseits der Supermärkte und ihrer Parkplätze mit Einkaufswagen unterwegs sind, zählen Personen, die in ihnen, ein kino- und fernsehvertrautes Bild, ihr gesamtes Hab und Gut transportieren, des weiteren die Pfandflaschensammler, die nicht mit Tüten auskommen, und Halbwüchsige, die, in Ermangelung eines eigenen Autos, volle Flaschen in einem Einkaufswagen an den Ort ihres Besäufnisses fahren und dort später sehr wahrscheinlich neben ihren inzwischen geleerten Flaschen stehen lassen. Letztere werden am nächsten Morgen oft von Flaschensammlern wieder eingesammelt und in den Supermarkt zurückgebracht. In Gegenden, in denen zu viele Einkaufswagen verschwinden, verhindern das mittlerweile Wegfahrsperren. Entfernt sich jemand mit einem Einkaufswagen zu weit vom Supermarktgelände, aktiviert eine Funkschranke die Blockierung der Räder. Trotzdem stehen noch immer viele von ihnen in der Landschaft, ich sehe sie fast jeden Tag. Vor Hauseingängen, in Unterführungen, neben öffentlichen Telefonen, in Parks, auf Spielplätzen und zwischen geparkten Autos, das Pfandschloß immer aufgebrochen.

nachwachsende Rohstoffe verwendet? Ist das Produkt recycelbar? Wurde es kohlendioxidneutral produziert?²⁰ Ist es chlorgebleicht? Genverändert? Unter Verwendung von Tropenholz hergestellt? Sollte ich es besser doch nicht kaufen? Könnte ich nicht darauf verzichten? Muß ich überhaupt etwas kaufen? Umweltbewußtsein ist mir eingehämmert worden, und ich weiß, das richtige Leben wäre eines mit viel weniger oder, noch besser, gar keinem Müll. Umweltbewußtsein ist, wie L. gesagt hat, unsere neue Religion, eine, auf die fast alle, auch die unterschiedlichsten Menschen, sich leicht einigen können. Es ist ja so einfach: Rücksichtslose Umweltzerstörung ist böse, Schutzmaßnahmen für Vögel und Schmetterlinge, Kröten und Wale und Thunfische sind gut, Tier- und Umweltschutz verspricht uns Zukunft. Hier aber, im Supermarkt, gerate ich immer wieder mit der Ethik dieses Umweltbewußtseins in Konflikt. Eigentlich ist es nicht anders als im Autohaus. Kosmetische Korrekturen wie ein Weniger an Verpackung und ein Verzicht auf Kunstdünger helfen so wenig wie Autos, die zwar kein Benzin mehr verbrauchen, aber deren elektrischer Antrieb nicht mehr als eine Verlagerung des Problems darstellt. Indem ich kaufe, mache ich mich schuldig, dagegen hilft auch der Gang in den Bioladen oder der Griff zu fair gehandelten Produkten nur bedingt. In einem Bioladen

20 20 Es gibt Listen, auf denen jeder nachlesen kann, wie hoch zum Beispiel der CO₂-Ausstoß einer Tasse Kaffee ist. Er beträgt fünfzig bis hundert Gramm, je nachdem, woher der Kaffee kommt und wie das Wasser erhitzt wird. Ein Schälchen Erdbeeren aus Südspanien müßte dem deutschen Verbraucher mit vierhundertzweiundvierzig Gramm, eine Zehnerpackung Toilettenpapier mit zweieinhalb Kilo und eine Sechserpackung Freiland-Bioeier mit über elfhundert Gramm auf dem Gewissen liegen. Eigentlich dürfte auch kein Mensch mehr reinen Gewissens ausatmen, denn bekanntlich setzt jeder Atemzug Kohlendioxid frei, pro Tag ergibt das fast ein Kilogramm.

kaufe ich mich von meinem schlechten Gewissen frei, ändere aber nichts am grundsätzlichen Mißstand – ein Umwelt-Ablaßhandel, von dem ich sogar noch profitiere, weil die teureren Bioprodukte ja meist viel besser schmecken. Die Lebensmittelindustrie, ohne die es nicht geht, gibt es weiterhin.

50

Überfordert, beinah hilflos stehe ich vor den Nudeln und weiß nicht, welche Sorte ich nehmen soll. Unterscheiden sich verschieden geformte Nudeln, obwohl allesamt aus Hartweizengrieß, tatsächlich im Geschmack, oder bilde ich mir das bloß ein? L. sagte einmal, verschiedene Nudelformen saugten die Nudelsoße verschieden auf, daher der Unterschied. Lidl in Torino ist ein Erlebnis, höre ich plötzlich eine Frauenstimme hinter mir sagen, Lidl in Torino ist echt ein Erlebnis, im Lidl in Torino gibt es über zwanzig Sorten Pecorino! Erst da merke ich, daß die Frau, die da spricht, nicht mich meint, sondern telefoniert. Sie hat das gar nicht zu mir gesagt, schade, denke ich und schaue wieder auf die Nudeln. Zwanzig Sorten Pecorino – und woher weiß man dann, welchen man nehmen soll? Ich weiß nicht einmal, welche Pasta zu mir paßt, es gibt ungefähr vierzig verschiedene Sorten. Ich könnte die wählen, die ich immer nehme und schon zusammen mit L. gegessen habe, ganz dünne Spaghetti, Spaghettini, die haben den Vorteil, daß sie nicht lange kochen müssen. Dazu gab es oft L. s Bolognese, das Hackfleisch lange anbraten und die Soße, darauf kommt es an, noch länger kochen, mindestens zwei, besser drei oder vier Stunden, schön blubbern lassen, so entsteht erst der Geschmack. Irgendwann aber muß ich mich doch emanzipieren, denke ich, ich sollte endlich eine andere Nudelsorte kaufen, also greife ich nach einer

blau-gelben Packung, die mir gefällt und, ich weiß nicht, ob ich träume, von innen zu leuchten scheint. Ich werde die Nudeln nur mit Butter, Salz und Parmesan essen und dabei versuchen, nicht ein einziges Mal an L. zu denken. Ich werde es auf jeden Fall versuchen.

[...]